Rezensionen

Sammelrezension: Ökonomien des Sozialen im Web 2.0

Marcus Burkhardt, Carsten Ochs und Thies W. Böttcher

Spätestens seitdem Karl Marx in der zweiten Auflage des *Kapitals* von 1872 die „Ökonomisierung der gesellschaftlichen Produktionsmittel“ (1872, S. 406) analysierte, bilden die Organisationslogiken des *Oikos*, die Herausbildung sozialer Strukturen sowie die dabei zum Einsatz kommenden Technologien einen Dreiklang, der im Zentrum des Interesses der Sozial- und Kulturwissenschaften anzusiedeln ist. Marx konzentrierte sich in seinem Zugriff noch weitgehend auf die *Produktions*seite der fraglichen Prozesse und behandelte unter anderem die psychische und die kulturelle Dimension als eher untergeordnete Elemente der Ökonomien des Sozialen. Auch den *Konsum* marginalisierte Marx, denn er verstand diesen lediglich als Element des analytisch privilegierten Produktionsprozesses. Im Anschluss an, aber auch im Unterschied zu Marx wurde in den 1970er Jahren ein Übergang zur Konsumgesellschaft diagnostiziert, der als ein radikaler historischer Bruch verstanden wurde: Marx' durch Maschinen objektivierte Arbeiter wurden von post-modernen Konsumenten abgelöst (Baudrillard 1970). Angesichts vernetzter und ubiquitärer Informationstechnologien sehen wir uns heute erneut mit einer Zäsur konfrontiert. Der passive Konsument, der „Nutzer“, wird abgelöst von einer historisch neuen Figur: dem vernetzten und aktiven „Produtzer“ (produser) (Bruns 2008).

Grundsätzlich lässt sich davon ausgehen, dass heute eine weitaus größere Bandbreite von Phänomenen unter dem Stichwort der „Ökonomien des Sozialen“ verhandelt, erforscht und analysiert wird. Besonders im Kontext des Web 2.0 gerät eine Vielzahl von Phänomenen in den Blick, wie z.B. soziale Interaktionen und soziotechnische Interaktivitäten, neuartige Kollaborations- und Kooperationsformen, welche sich im Web 2.0 manifestieren; von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Prozesse und Logiken, denen die genannten Formen des sozialen Austauschs folgen.

Mit einem feinen Gespür für die sich abzeichnenden Veränderungen in der Art und Weise, wie sich Menschen im *World Wide Web* informieren und austauschen, wie sie miteinander kommunizieren und kooperieren, hat Tim O'Reilly 2005 den Übergang vom „traditionellen“ Web zum Web 2.0 diagnostiziert. Kaum mehr als 10 Jahre nach der Erfindung des *WWW* durch Tim Berners-Lee schickte man sich an, das *Web*, wie es heute genannt wird, als dezidiert *soziales* Web neu zu erfinden. Das Web-Two-Point-O sollte die dem „alten“

ZQF 11. Jg., Heft 1/2010, S. 153-175

Web anhängenden Makel ausmerzen, welches nicht die „falschen“ Ziele verfolgt, wohl aber unzureichende Tools zur Verfügung gestellt habe. In den vergangenen Jahren sind im Web 2.0 Applikationen wie Pilze aus dem Boden geschossen, ihre Vielzahl und das Spektrum, das sie abdekken, ist kaum noch zu überblicken. Zwar mit der üblichen und wohl notwendigen Verzögerung, aber rasch danach begannen Sozial-, Kultur- und Medienwissenschaften sich auf Tagungen und in Zeitschriften, Sammelbänden und Monographien mit dem neuerdings „wirklich“ sozialen Web auseinander zu setzen: neue Distributions-Logiken von Information, die Herstellung von Autorität, Vertrauen und Glaubwürdigkeit, die Produktion und Organisation von Wissen, die Konstruktion und das Management von Identität(en), die Bildung von Gruppen, die kollaborative Produktion und das kollektive Handeln sowie die Wirtschaft der Informationsgesellschaften wurden untersucht. McLuhans Vorbild folgend, oszillieren die Arbeiten bisweilen zwischen akkurater Zustandsbeschreibung und heil- oder unheilverkündender Offenbarung. Dessen ungeachtet besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die neue mediale Ökologie mit einer tiefgreifenden Transformation der Ökonomien des Sozialen einhergeht. Folglich ist es sinnvoll, einige der neueren Veröffentlichungen in diesem Forschungsfeld daraufhin zu befragen, welche Beschreibungen, Analysen und Diagnosen vorgeschlagen werden und wie diese zum Verständnis der aktuellen Situation beizutragen versuchen.

Jeder Versuch einen Überblick über die aktuellen Arbeiten zum Web 2.0 und zu den sich in diesem manifestierenden „Ökonomien des Sozialen“ zu präsentieren, muss angesichts der momentanen Publikationsflut zu diesem Thema höchst selektiv verfahren. In Anbetracht dieser notwendigen Beschränkung wurde bei der Auswahl der im Folgenden besprochenen Publikationen im Besonderen darauf geachtet, dass sie zumindest einige der Kernprobleme der aktuellen Debatte um das Web 2.0 möglichst abdecken.

In den Blick genommen werden dabei zunächst Ansätze, welche sich mit neuen Formen der Ordnung des Wissens (Weinberger) sowie der Organisation des Sozialen (Shirky) auseinander setzen. Des Weiteren werden Veröffentlichungen unter die Lupe genommen, die sich mit Produktions-Verhältnissen (Benkler) und Kontroll-Strukturen (Galloway/Thacker) soziotechnischer Netzwerke auseinander setzen. Schließlich werden Werke besprochen, die sich der Inszenierung des Selbst durch Amateure (Reichert) sowie der Produktion von Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften (Thiedeke) widmen. Gegenübergestellt werden dabei zum Teil konträre Positionen, die einerseits durch eine eher affirmative, andererseits durch eine eher kritische Grundhaltung gegenüber dem Web 2.0 gekennzeichnet sind.

David Weinberger: Das Ende der Schublade. Die neue Macht der digitalen Unordnung. Hanser Verlag: München. 2008, 312 S. ISBN 978-3-446-41221-7. 19,90 .

Die Befreiungsutopien im Zusammenhang mit dem Web nehmen kein Ende. Das Bild, das David Weinberger in „Das Ende der Schublade: Die Macht der neuen digitalen Unordnung“ vom Web zeichnet, bleibt jedoch einem heute schon altbekannten Denkmuster verhaftet: Das neue Web 2.0 befreit uns nicht vom alten Web, sondern (noch immer) von den Zwängen der physischen Welt. Das Leben – (Inter-)agieren, Kommunizieren, Informieren – in den virtuellen Realitäten des Internet hält neue Möglichkeiten bereit, die uns von den lästigen Zwängen „in real life“ befreien. Um Missverständnissen vorzubeugen: Weinberger geht es nicht um eine platte Entgegensetzung der physischen Wirklichkeit mit der virtuellen Realität, auch hegt er keine generalisierenden Ersetzungsphantasien. Vielmehr vertritt er die heute gängige These, dass die Möglichkeiten, die die digitale Computertechnologie im Allgemeinen und das Web im Besonderen für uns bereit halten, klassische Formen der sozialen Interaktion, der Information etc. tief greifend verändern. Die Virtual Reality ist Teil der Realität, doch – und hierin besteht ja gerade ihr befreiender Charakter – werden durch das Web bestimmte Beschränkungen der physischen Welt abgeschüttelt. Die neue digitale Freiheit gründet auf der Befreiung von Hindernissen der Physik, dies macht Weinberger von Anfang an klar. Dinge in der Welt haben einen Platz und damit wir bestimmte Dinge wiederfinden, müssen wir ihnen eine Ordnung geben. Diese von Weinberger als Ordnung erster Ordnung bezeichnete Anordnung

physischer Dinge wird gespiegelt von einer Ordnung zweiter Ordnung, die es uns ermöglichen soll, die Dinge der Welt unabhängig von ihrer physischen Anordnung zu finden. Register, Kataloge, Findbücher etc. zählen hierzu. In und mit digitalen Medien bildet sich, so Weinberger, eine Ordnung dritter Ordnung heraus, die eigenen Regeln gehorcht. Grundprinzip dieser Ordnung ist jedoch die Unordnung, für die Weinberger das Denkmodell des ungeordneten Haufens wählt. Jegliche Information gelte es zunächst auf einen großen digitalen Haufen zu werfen – um Ordnung (oder genauer Ordnungen) könne man sich im Nachhinein kümmern. Hierin besteht, so Weinberger, das Grundaxiom digitalen Informierens: Schließe alles ein und schiebe die Ordnung auf. Dies ist die Lektion, die der Autor von seiner Analyse erfolgreicher Internet-Geschäftsmodelle wie z.B. Amazon und iTunes ableitet.

Die Ordnung dritter Ordnung verändert unsere Wirtschaft und unsere Vorstellung, wie die Welt selbst organisiert ist, wer Autorität und etwas zu sagen hat. Klassische Ordnungssysteme wie die alphabetische Ordnung, literarische Kanonisierungen, die Ordnung in Planeten und Nicht-Planeten, das Periodensystem der Elemente sowie das Wissenssystem von Melvil Dewey führt Weinberger auf die aristotelische Definitionstheorie zurück, der zufolge alle Begriffe hinreichend durch ihre nächsthöhere Gattung (genus proximum) und durch ihre spezifische Differenz (differentia specifica) definiert sind. Dem liegt eine Begriffsvorstellung zugrunde, die den Ordnungsmustern traditioneller Medien entspricht, denn die Medien zweiter Ordnung zwingen uns dazu, eine bestimmte Anordnung zu bevorzugen und allem einen festen Platz am Baum des Wissens zuzuordnen. Anders ist dies in digitalen Medien, die uns nicht nur erlauben alle Blätter auf einen Haufen zu werfen, sondern aus diesen je nach Bedarf unterschiedliche Bäume zu formen. Jedem seine eigene(n) Ordnung(en), dies ist die Utopie, die Weinberger zeichnet. Dass dies der Weg ist, den die digitale Welt derzeit geht, wird besonders deutlich, wenn man zum Beispiel kollaboratives Tagging in den Blick nimmt, wie es auf Seiten wie del.icio.us praktiziert wird. Aber auch bei Wikipedia, digg.com, Last.fm uvm. sieht Weinberger die Herausbildung einer neuen digitalen Unordnung am Werk, die produktiv gemacht wird – und produktiv wird es überall dort wo auf soziales und nicht allein auf technisches Wissen rekurriert wird. Computer können nur solches Wissen verarbeiten, das auch explizit gemacht werden kann. Ein Großteil unseres Wissens – hierauf weist Weinberger in Anschluss an Polanyi hin – bleibt aber notwendigerweise implizit. Damit geht ein Wandel bei der Produktion und Kontrolle unseres Wissens und der Ordnungen des Wissens einher. Um dies fruchtbar zu machen, gelte es die digitale Unordnung nicht nur als Faktum des Web 2.0 zu konstatieren, sondern auch zu befördern, denn Weinberger ist davon überzeugt, dass die digitale Unordnung der Form unseres Wissens besser entspreche als es die traditionellen an Aristoteles angelehnten Wissensordnungen vermögen. Dies mündet bei ihm schließlich in eine soziale Utopie. So schreibt er: „Die Welt wird im Zustand der ungeordneten Vielfalt bleiben, weil wir sie gemeinsam zu unserer Welt machen“ (S. 277). Unerwähnt bleiben jedoch die sich schon heute abzeichnenden Konsequenzen dieser schönen neuen Welt der digitalen Unordnung. Weinbergers digitaler Optimismus ist ungebremst, was nicht zuletzt der Tatsache geschuldet ist, dass er das Web als etwas radikal Neues versteht, das uns von den Zwängen der Physik befreit. Aus dem Blick verliert der Autor dabei, dass andere (soziale, mediale, kognitive etc.) Gesetzmäßigkeiten und Bedingtheiten den Wandel hin zu virtuellen Wissensordnungen überdauern. Will man jedoch das neue Web 2.0 verstehen oder gar dessen Entwicklung vorzeichnen, dann kommt man nicht umhin neben den Neuerungen und Brüchen auch Kontinuitäten zu thematisieren. Denn wenn „alles anders ist“, bleibt oftmals vieles gleich.

Clay Shirky: Here Comes Everybody. The Power of Organizing Without Organizations. Penguin Press: London. 2008, 336 S. ISBN 978-1-594-20153-0. 19,99 .

Einen ähnlichen Zugang wählt der an der New York University lehrende Clay Shirky in dem 2008 erschienenen Buch „Here Comes Everybody: The Power of Organizing Without Organizations”. Auch er interessiert sich für die spezifischen Möglichkeiten des Web 2.0 im Vergleich zum vordigitalen Zeitalter. Anders jedoch als Weinberger macht Shirky diesen Unterschied nicht auf der Ebene der Organisa-

tion von Information aus, sondern auf der Ebene der Organisation von Menschen, ihren Handlungen und der Art und Weise wie sie in Gruppen miteinander interagieren und als solche gemeinsam agieren. Schon immer agieren und interagieren Menschen miteinander, so Shirky, doch je größer die Gruppe, umso höher wird der Koordinationsaufwand kollektiver Aktionen. Hierauf weist Shirky in Anlehnung an den aus der ökonomischen Theorie stammenden Transaktionskostenansatz von Ronald Coase hin, der ihm als theoretische Grundlage dient und anhand dessen er die Leistungen des Web 2.0 für soziale Gruppen herausarbeitet. Seine Grundthese ist dabei, dass die Transaktionskosten durch das Internet rapide reduziert werden, was letztlich dazu führt, dass gemeinsames Tauschen, Kooperieren und Handeln stattfindet (S. 49). Zwar seien diese Formen der Interaktion immer schon möglich gewesen, doch erst mit dem Web sank der organisatorische Aufwand derart, dass sie wahrscheinlich wurden. Heute vollziehen sich nach Ansicht des Autors auf den Ebenen des Tauschs, der Kooperation und des gemeinsamen Handelns tiefgreifende Wandlungsprozesse und die Schlagworte um diese zu beschreiben, sind weithin bekannt: „mass amateurization", „publish, then filter" etc. Im Fortgang des Buches wird der Versuch unternommen diese und andere Phänomene genauer zu erklären, Kriterien für deren Erfolg anzugeben und die Vor- und Nachteile der neuen Sozialen Tools zu diskutieren.

Der Erfolg von Gruppen basiert auf dem Prinzip „Trial and Error". Im Vorhinein weiß niemand, ob es funktioniert, aber es zu versuchen kostet nichts oder zumindest fast nichts. „Failure is free" (S. 236), konstatiert Shirky und dies ist einer der Hauptgründe für den Erfolg des Web 2.0. Wenn über das Social Web gesprochen wird, werden häufig nur diejenigen Projekte in den Blick genommen, die einen atemberaubenden Erfolg vorweisen können. Doch deren Erfolg ist getragen von dem Misserfolg vieler anderer. Dies wird besonders im Open Source Bereich deutlich. Zwar gibt es gibt eine kleine Zahl überaus erfolgreicher Open Source Projekte, doch die weitaus größere Zahl der Projekte hat kaum oder überhaupt keinen Erfolg. Doch um herauszufinden, ob etwas Erfolg haben wird, muss man es probieren und etwas zu probieren stellt ein Risiko dar. Dies gilt zumindest für traditionelle Organisationen, für die derartige Versuche relativ teuer sind – im Web 2.0 hingegen gehen mit dem Versuch nahezu keine Kosten einher.

Bedingt wird der Erfolg von Web 2.0 Applikationen durch die Faktoren „Promise", „Tools" und „Bargain". Am Anfang steht, so Shirky, ein Versprechen, welches mögliche Nutzer oder Gruppenmitglieder dazu veranlasst an sozialen Interaktionen teilzunehmen. Ganz gleich ob dieser Grund explizit gemacht wird oder implizit bleibt, er stellt die grundlegende Motivation dar, die den einzelnen Nutzer dazu bringt, sich an etwas zu beteiligen oder nicht. Die eigentlichen Tools, mit denen man interagiert, kooperiert und sich koordiniert, sind dem Versprechen nachgeordnet, doch entscheidend mit diesem verknüpft. So gibt es keine ultimative Applikation, die für jede Form der Gruppeninteraktion gleich gut geeignet wäre. Ganz im Gegenteil: „Tools are tied into modes of group interaction they need to support" (S. 268). Neben dem grundlegenden Versprechen und der jeweils zum Einsatz kommenden Technologie besteht der dritte Erfolgsfaktor in den Regeln, die sich die Gruppe gibt. Kann man sich nicht auf bestimmte Verhaltensmaßregeln und gemeinsame Maximen einigen, dann besteht die Gefahr, dass sich Teilgruppen abspalten oder die Gruppe insgesamt zerfällt. Nur wenn alle drei Faktoren, die einen komplexen Zusammenhang bilden, in einem richtigen Verhältnis zueinander stehen, besteht Aussicht auf Erfolg und eben hierin ist auch der Grund zu suchen warum die meisten Versuche scheitern. Generell jedoch bleibt festzuhalten, dass mit dem Web 2.0 die Bildung von Gruppen einfacher wird und haben diese einmal Erfolg, so sind sie relativ stabil und ihr Fortbestand auf lange Sicht hin gesichert.

Letztlich steht diese relative Einfachheit der Gruppenbildung im Zentrum von Shirkys Interesse, der sein Augenmerk dabei nicht nur auf die positiven Konsequenzen richtet. So kommen die Möglichkeiten zur Gruppenbildung nicht nur den Gruppen zugute, die wir gut heißen, sondern in gleichem Maße auch solchen, deren Ziele bedenklich sind. Vernetzte Organisationen sind nicht so leicht klein zu kriegen und zwar ganz gleich ob es sich um Terror- oder Studentenorganisationen handelt. Dies stellt uns vor neue Herausforderun-

gen und es drängt sich die moralische ebenso wie die politische Frage auf, wie wir damit umgehen. Auch werden existierende soziale Regeln und Normen brüchig. Doch trotz allem ist das Bild welches Shirky vom Web 2.0 zeichnet, weithin positiv, denn er ist von der Überzeugung geleitet: „We now have communications tools that are flexible enough to match our social capabilities, and we are witnessing the rise of new ways of coordinating action that take advantage of that change" (S. 20).

Yochai Benkler: The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom. Yale University Press. 2006, 528 S. ISBN 978-0-300-11056-2. 42,99 .

Auch der Jurist Benkler variiert ein klassisches Thema der Netzwerkgesellschaft: das emanzipatorische Potential informationstechnologischer Netzwerke. Seine zentrale These basiert auf der Annahme, dass die Produktion von Informationen, Wissen und Kultur entscheidend für den Grad individueller Autonomie und Handlungs-Freiheit ist (S. 1). Wie soziale Akteure die genannten „Güter" produzieren, unterliege gegenwärtig einer informationstechnologisch angestoßenen Transformation, von Benkler als Übergang von der industriellen zur vernetzten Informationsökonomie ausgewiesen (S. 27). Dadurch entstehe das Potential, auf einer ganzen Reihe von Ebenen Effekte auszulösen, die sich aus Benklers explizit liberal-theoretischer Perspektive positiv darstellen. So werde *ökonomische Effizienz* durch das Aufkommen „sozialer Produktionsweisen", welche jenseits des Marktes operieren, potentiell erhöht (S. 54, 115). *Individuelle* sowie *politische Freiheit und Autonomie* würden vergrößert, indem der zentralistischen massenmedialen Öffentlichkeit durch das Aufkommen einer vernetzten Öffentlichkeit eine weitere, von Kapitalakkumulation unabhängigere Beobachtungsordnung hinzugefügt werde, welche eine öffentliche Sphäre eigenen Rechts bilde, die potentiell eine größere Zahl von Diskursbeiträgen einschließe und diskursive Filterungs- und Synthetisierungsfunktionen besser erfülle (S. 139, 174, 271, 297). Die Möglichkeiten *individueller Produktion informations-basierter kultureller Güter* würden erweitert und Prozesse kultureller Produktion transparenter. So genannte „Entwicklungsländer" profitierten von den emergierenden „commons-based" Produktionsstrategien ebenfalls, indem in Schlüsselbereichen (Wissenschaft, Agrarwirtschaft, Medizin etc.) „freiere" Produktionslogiken ein höheres Maß an Verteilungsgerechtigkeit ermöglichten (S. 355). Schließlich führe informationstechnologische Vernetzung nicht zur Fragmentierung klassischer Vergemeinschaftungsformen, sondern zur *Erweiterung* letzterer um online-generierte „weak tie communities" (S. 375, 376).

Benkler ist nicht so naiv, die skizzierte Liste positiver Netzwerkeffekte technikdeterministisch zu begründen. Er situiert sie vielmehr in einem vierdimensionalen Kausalitätsfeld, das die Ebenen des Sozialen, der Ökonomie, der Technologie sowie der formalen Gesetzgebung einschließt (S. 26). Mit der sich derzeit vollziehenden Transformation der materiell-technologischen Produktionsgrundlagen komme es, so Benkler, zu einer Verschiebung innerhalb des Feldes und so zu einer Phase der Instabilität. Der Übergang von der industriellen zur vernetzten Informationsökonomie ereigne sich als konfliktthaftes Geschehen, in welchem die Pfründeinhaber der alten Ordnung die Logik der neuen Ordnung abzuwehren suchten (S. 379–382). Damit wird verständlich, warum Benkler sämtliche o.g. „positiven Effekte" der neuen Ordnung nur als *Potential* bestimmt. Dies hat zudem den argumentativen Vorteil, dass er nun keine überprüfbare Zukunftsdiagnose mehr vorlegen muss und sich gleichzeitig gegen den Vorwurf einer Neuauflage des Technoutopismus der 1990er Jahre absichert. So erhält das Buch den Charakter eines analytisch fundierten *Plädoyers*: Ob die Potentiale der Netzwerk-Gesellschaft zur Entfaltung kommen, hänge von politischen Entscheidungen ab und indem Benkler massiv für die Abschaffung des klassischen Besitztumsdenkens eintritt, sofern informationelle Güter betroffen sind, schlägt er sich auf die Seite der neuen Ordnung. Während all dies recht einleuchtend klingt, hinterlässt die Lektüre dieses lesenswerten Buches dennoch den Eindruck, dass hier eine zwar clever argumentierende, aber doch bloß revidierte Version des alten Netzwerkoptimismus präsentiert wird, denn: LeserInnen suchen vergeblich nach einer Behandlung solch drängender Probleme wie des *digital divide,* der Wiedereinspeisung der „social production" in den kapitalistischen Verwertungszusammenhang; der damit einhergehenden kostenlosen Aneignung

der Arbeitskraft der „click workers“ durch das Kapital, oder der elektronischen Überwachung und Kontrolle.

Alexander R. Galloway/Eugene Thacker: The Exploit. A Theory of Networks. (Electronic Mediations). University of Minesota Press. 2007, 256 S. ISBN 978-0-816-65043-9. 43,99 .

Am letztgenannten Punkt setzen A.R. Galloway und E. Thacker ein: Informatische Netze stellen ihrer Lesart zufolge ein Indiz für den Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft dar. Poststrukturalistisch informiert, starten die Autoren mit der Diagnose einer historisch nachvollziehbaren Transformation von binär-logischen Konfrontationen zwischen Machtzentren, über asymmetrische Konflikte zwischen Machtzentren und netzwerkförmig organisierten Kollektivakteuren hin zur Kriegsführung in und zwischen Netzwerken (S. 14-15).

In Anbetracht dessen gewinnt die Frage, der sich Galloway und Thacker widmen, besondere Dringlichkeit: Worum handelt es sich bei Netzwerken und wie operiert die Macht in und durch diese/n? Den Auftakt zur Beantwortung dieser Frage bildet eine Auseinandersetzung mit der mathematischen Netzwerktheorie (*Graph Theory*), an deren Ende ein Verwurf dieser als „zu statisch“ stehen wird: Dynamik sei graphentheoretisch kaum zu denken, sie abstrahiere zu stark von der Materialität der Netzwerke und anthropomorphisiere diese ungebührlich (S. 34). Im Unterschied dazu plädieren die Autoren für ein recht allgemeines Verständnis, das „Netzwerk“ als „any system of interrelationality“ (S. 28) begreift. Um Formgebung und Kontrolle dieser Systeme analysierbar zu machen, führen die Autoren das hoch interessante Konzept des Protokolls als kulturtheoretische Kategorie ein: Sie bezeichnen damit den verteilten Kontroll-Apparat, welcher in der Interaktion von Netzwerkknoten entsteht und die technisch-politische Formation von Netzwerken gleichzeitig anleitet (S. 54). In einem nächsten Schritt wird das Konzept mit der Deleuz'schen Idee der Kontrollgesellschaft verbunden, womit Protokolle zur entscheidenden sozialen Machttechnik werden (S. 57). Aus einer solchen dezidiert machtkritischen Perspektive liegt die Frage nach den Spielräumen der Kontrollgesellschaft natürlich nahe. Die Autoren verorten diese in den Lücken, die Protokolle „viralen Elementen“ überlassen, um in Netzwerke einzudringen: die so genannten „exploits“, wie z.B. Computer- oder biologische Viren. Diese nutzen verschiedene Prozessierungsschichten von Netzwerken, um deren Kontrollcodes zu korrumpieren und fungieren als jene „Gegen-Protokolle“, mit denen die Kontrollgesellschaft die Mittel ihres eigenen Zusammenbruchs produziert (S. 96). Dies könne sich eine „counter-protocological practice“ zu Nutze machen, so die Autoren – allerdings wird diese Praxis nur sehr abstrakt bestimmt (S. 98–99). Darüber, wie die andere Topologie denn aussehen mag, die sich die Autoren als Gegenentwurf zur Netzwerkform zu wünschen scheinen, erfährt man wenig. Immer wieder entsteht der Eindruck, man habe es hier mit altem Wein in neuen Schläuchen zu tun: so wissen Gallloway und Thacker von vornherein, dass die Netzwerkgesellschaft politisch repressive Züge aufweist, und bedienen damit jenes moderne Denken, das Wissenschaft und Technik als Produzent von „Ge-stellen“ (Heidegger) und „stählernen Gehäusen“ (Weber) perspektiviert und sich bis in post-moderne Theorie-Gebäude verlängert. Den medientheoretischen Topos der Rückkanal(los)igkeit variieren die Autoren überraschenderweise als Nostalgie für das Zeitalter sprachloser Rezeption (S. 124). Und auch der latente Essentialismus führt den Leser auf bekannte Pfade: heterogene und verteilte Machtbeziehungen in kritischer Geste als „absolute essence“ von Netzwerken zu bezeichnen (S. 54), mag man noch schlicht als Rückfall hinter den antiessentialistischen Aufbruch der Theoriebildung der letzten Jahre abtun; wenn Machtverteilungen konfligierender Netze aber proportional zueinander ins Maß gesetzt werden, um schließlich zu notieren: „America's networked power rises only in direct proportion to the elimination, exclusion and prohibition of a networked power in the guerilla and terrorist movements“ (S. 40), dann erinnert die als neu ausgewiesene Perspektive fatal an frühere Binäranalysen globaler Geopolitik: welcher *clash* bleibt denn noch übrig, wenn man in obigem Zitat das doppelt auftauchende Adjektiv „networked“ an beiden Stellen streicht? Eine *Theory of Networks*, zumal eine mit progressiver politischer Agenda, ist so wohl kaum zu entwickeln.

Ramón Reichert: Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0. transcript. Bielefeld 2008, 240 S., ISBN 978-3-899-42861-2. 24,80 .

Während Galloway/Thacker gegenüber Benkler Kontroll- und Machtdiskurse in der Netzwerktheorie hervorheben, stellt Ramón Reichert die Macht soziokultureller Praktiken in den Vordergrund seiner Betrachtungen. Vor dem Hintergrund eines breiten Spektrums kulturtheoretischer Ansätze untersucht der Autor soziokulturelle Aneignungspraktiken der Medientechnologien, die im Rahmen des Web-2.0-Diskurses verhandelt werden. Dabei wird zunächst die unbefriedigende Gegenüberstellung von emanzipatorischer Verheißung durch Partizipationschancen im neuen Netz und elitärer Abwertung von unprofessionellen Veröffentlichungen zugunsten eines an Foucault und Butler orientierten subjekttheoretischen Zugangs verschoben. Dadurch entwickelt der Autor differenzierte, stets im Versuch befindliche Theoretisierungen, die sowohl über eine naive Web-2.0-Euphorie als auch über eine vornehmlich an kreativen Praktiken interessierte Cultural-Studies-Perspektive hinausgehen. Als Grundthesen zur Subjektstruktur der „Amateure", die im Verlauf des Textes anhand von vielfältigen Beispielen beschrieben werden, bezieht sich der Autor vor allem auf zwei kapitalismuskritische Zeitdiagnosen: Zum einen wird dem „neuen Geist des Kapitalismus" (Boltanski/Chiapello 2003) die Fähigkeit attestiert, seine Kritik in sich aufzunehmen und in Form von Ökonomisierung und Rationalisierung alle Lebensbereiche zu durchdringen. Zum anderen gehen in der Gouvernementalität (Foucault 2009) Herrschaftstechniken in Selbsttechniken auf und Selbststeuerung passt sich dem Rahmen einer gesellschaftlich normierten Subjektstruktur an. Trotz dieser düsteren Textur, in der eine freie Persönlichkeitsentfaltung nicht möglich ist, erwägt Reichert Nutzer, die die neuen Webtechnologien lieb haben und bei denen sich nur in seltenen Fällen subversive Praktiken herausbilden. Denn allenfalls eine Repräsentationspolitik, in der die durch Rahmen und Regeln vorgegebenen Machtstrukturen gebrochen werden, gilt bei Reichert als ermächtigende Subversion des Subjekts. „[M]edienspezifische Prozeduren sozialer Normalisierung und Subjektkonstitution" die sich „im Spannungsfeld zwischen ‚begeisterter' Selbstdarstellung und ‚verinnerlichten' Kontrolldiskursen" bewegen (S. 29), führen, so die zentrale These des Autors, zu einer facettenreichen Renaissance der Amateurkultur, in der die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit verschwimmt und sich das mit Selbstverwirklichung und kreativem Schaffen beschäftigte „unternehmerische Selbst" gerne nach ökonomischen Bewertungsmaßstäben messen lässt.

In einer theoriegeleiteten Suchbewegung wird der Leser von Reichert vom „Selbstmanagement" über „Wissenstechniken" bis hin zu „kulturellen Formationen" geführt. Die exemplarisch beschriebenen und analysierten Phänomene der Netzkultur umfassen Blogs, Social Networks, E-Voting, E-Commerce, E-Formulare, Profiling und Behavioural Targeting, Wikis, digitale Portfolios, Dating Sites, digitale Kartographie und deren soziale Anwendungen, Globalstrategiespiele, Ego-Shooter, Machinima und Slash Fiction. Insbesondere der elektronischen Wissenserfassung über E-Formulare, deren Autorität die Amateure im Netz scheinbar oft schon aufgrund der Formularform anerkennen oder unterwandern und der Portfoliokultur, die als Hintergrund des unternehmerischen Selbst verstanden wird, widmet der Autor weitreichende Überlegungen, die letztlich alle auf die These der Rationalisierung und Ökonomisierung der Lebensstile und Subjektstrukturen hinauslaufen. Die angesprochenen Beispiele werden allerdings auch auf weitere Anschlussmöglichkeiten zu vielfältigen kulturtheoretischen Ansätzen hin untersucht oder in Analogien zu Nicht-Web-2.0-Phänomenen gestellt. So könnten beispielsweise „Online-Partnervermittlungen als permanentes Assessment Center der alltäglichen Lebensführung gesehen werden" (S. 146).

Insgesamt kartografiert der Autor das von ihm eröffnete Spannungsfeld zwischen emanzipatorischen soziokulturellen Praktiken und „‚verinnerlichten' Kontrolldiskursen" im Web 2.0 weitgehend erschöpfend und ausgewogen. Formen der soziotechnischen *Interaktion zwischen Amateuren* vermittels neuer Applikationen wie z.B. twitter hätten allerdings gegenüber Selbstpräsentationsanwendungen stärker akzentuiert werden können. Problematisch erscheint auch, dass die soziokulturellen Praktiken der so genannten „Amateure" vorwiegend von den Möglichkeiten der Me-

dientechnologien abgeleitet und vor allem dann als Beispiel angebracht werden, wenn sie in die theoretisierte Struktur der „Kontrolldiskurse“ passen. „Amateure“ werden als widersprüchliche, aber größtenteils den dominanten Diskurs reproduzierende Figuren entworfen. Sie lieben das Web 2.0 und affirmieren den „Geist des Kapitalismus“, begeben sich in die Hände der professionellen Akteure im Web und tätigen nur in seltenen Fällen einen subversiven selbstermächtigenden Umgang mit der Software. Reichert zeigt in seiner kulturkritischen Analyse einen gut begründeten digitalen Pessimismus, der seinerseits nur kritisiert werden kann, wenn die Fragerichtung, die Konstrukte des „Geistes des Kapitalismus“ oder des „unternehmerischen Selbstes“ und die Unterscheidung dominanter/subversiver Praktiken in Zweifel gezogen werden.

Als formaler Mangel muss leider angemerkt werden, dass nicht alle Literaturverweise auch im Literaturverzeichnis wiederzufinden sind. Demgegenüber geben die inhaltlichen Ausführungen interessierten Lesern einen guten Überblick über aktuelle Web-2.0-Phänomene. Reichert schreibt erfolgreich gegen das Theoriedefizit der Web-2.0-Debatten an und kann mit seinem vielschichtigen Buch weitere Kontroversen anregen.

Udo Thiedeke: Trust but Test. Das Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften. UVK: Konstanz 2007, 424 S., 978-3-896-69622-9. 39,00 .

Die bereits 2005 von Udo Thiedeke eingereichte Habilitationsschrift zum Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften (erschienen bei UVK 2007) beugte sich noch nicht der aufkommenden akademischen Mode, über Informations- und Kommunikationstechologien vermittelte soziale Beziehungen netzwerktheoretisch zu konzeptualisieren. Auch war die Web 2.0-Debatte zu dieser Zeit erst im Entstehen begriffen und konnte somit keine Berücksichtigung in der Anlage seines Textes finden. Stattdessen lässt sich die Schrift in der bis dahin florierenden Debatte um virtuelle Gemeinschaften verorten, die 1993 von Rheingold angestoßen wurde. Vertrauen als klassisches soziologisches Thema lässt sich aber in beiden Debatten diskutieren und erlangt insbesondere im Web 2.0 durch die Entwicklung neuer Bewertungssysteme und Rankings, digitaler IDs, Zertifizierungen und Reputationsarbeit eine besondere Relevanz. Kaum ein Online-Service funktioniert ohne Vertrauen. Auf ebay können z.B. nur Verkäufer mit einem sehr hohen Prozentsatz an „positiven Bewertungen“ für ihre Geschäftsabwicklungen erfolgreich sein. Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 sind auch Ökonomien des Vertrauens. Vor diesem Hintergrund scheint „das Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften“ ein Thema zu sein, dass sich im Lichte der Entwicklung des Internet vom Usenet über das WWW bis hin zum Web 2.0 betrachten lässt und enorme Wichtigkeit besitzt. Thiedekes Monographie lässt sich in diesem Kontext als ein Vorschlag lesen, Vertrauen als grundlegenden sozialen Mechanismus der Gemeinschaftsbildung zu fassen, dessen funktionalstrukturalistische Prinzipien es zu erforschen gilt, die möglicherweise ungeachtet der aktuellen Versionsnummer des WWW am Werke sind.

Im Anschluss an Luhmanns Theorie sozialer Systeme unternimmt der Autor den Versuch, die Komplexität von virtuellen Gemeinschaften durch Abstraktion auf ihre funktionalen Eigenschaften zu reduzieren und damit auf soziale Reproduktionsmechanismen zu fokussieren. Das Entstehen und der temporäre Bestand von virtuellen Gemeinschaften werden hierbei begründet in Vertrauen, also offenen Erwartungsstrukturen, in denen Ungewissheit ein maßgeblich positiver Aspekt ist. Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften existiert meist „stillschweigend“ und deutet auf ein mangelndes Wissen über zukünftige Entwicklungen hin. Der Möglichkeitsraum dessen, was für die Zukunft erwartbar ist, wird durch Vertrauen auf positive Erwartungen reduziert. Erst in Episoden der Verunsicherung des Vertrauens, wie Thiedeke in der Einleitung schildert, wird die Bedeutung des Vertrauens für soziale Orientierung und Ordnungsbildung deutlich (S. 11). Als Beispiel solcher Episoden, in denen Misstrauen durch Enttäuschung von „virtualisiertem Vertrauen“ entsteht, schildert Thiedeke z. B. die Täuschung einer virtuellen Gemeinschaft durch die Fake-Identität einer angeblich krebskranken Bloggerin.

Um virtuelle Gemeinschaften als soziale Systeme begrifflich fassen zu können, beschränkt der Autor deren Existenz auf die *Umwelt* des Cyberspace. Die Virtualität der Gemeinschaft löst sich auf, wenn

eine etwaige Aktualisierung der Gemeinschaft in face-to-face-Begegnungen stattfindet (S. 25). Die Dichotomie von Virtualität und Realität versucht Thiedeke dadurch aufzulösen, dass die Virtualität als eigene Realität mit „autonomer Sinnqualität" als „informationell grundierte Realität" von der „physikalisch grundierten Realität" unterschieden wird (S. 43–44), was freilich die Dichotomie nur unter anderer Begrifflichkeit fortschreibt. An den Cyberspace als Sinnhorizont und Umwelt der virtuellen Gemeinschaft richten sich Erwartungen, die sich „auf die Wahrscheinlichkeit einer umfassenden Entgrenzung von Sinndimensionen" beziehen (S. 41). Die zu identifizierenden Kommunikationen in Gemeinschaften als sozialen Systemen sind die „Identifikationen von Gemeinsamkeiten" und „die Zurechnung von Mitgliedern und ihrer Beiträge auf diese Gemeinsamkeiten" (S. 69). Es geht also bei der Grenzziehung zwischen virtuellen Gemeinschaften zur Umwelt, dem Cyberspace, darum, welche Personae mit dem System identifiziert werden können. Kommunikationen einer Thematik und über die konstruierten Mitglieder der virtuellen Gemeinschaft werden in der virtualisierten Kommunikation „*sozio-technisch* so zueinander *vermittelt*, als ob sie *unmittelbar* miteinander interagieren" (S. 140, Hervorh. im Orig.) würden.

Vertrauen funktioniert dabei nach Thiedeke im Anschluss an Luhmann „*als selektiv operierender Reduktionsmechanismus sozialer Komplexität* mit spezifischen Eigenschaften [...] die es von anderen, *funktional äquivalenten* Mechanismen [insbesondere Misstrauen und Macht] unterscheidet" (S. 176, Hervorh. im Orig.). Da Vertrauen als Mechanismus nicht auf Wissen angewiesen ist und insbesondere die hohe Komplexität des virtuellen Raumes im Internet mit blinden positiven Erwartungsselektionen reduziert, entzieht es sich der rationalen Kalkulierbarkeit und würde sich folglich, so kann man aus den systemtheoretischen Ausführungen folgern, der Rationalität und Ökonomie entziehen.

Beispiele für virtuelle Gemeinschaften, die vom Autor hervorgehoben werden, sind Online-Selbsthilfegruppen und Online-Rollenspiele. Letztere gab es bereits im frühen Internet in Form von MUDs (Multi-User-Dungeons, einer Vorform von MMOPRGs (Massively Multiplayer Online Role-Playing Games)). Die Virtualität von Gemeinschaften, wird in diesen Formen der Online-Kommunikation begünstigt, da Pseudonymität oder gar die Konstruktion multipler Persona in diesen sozusagen zu den Spielregeln gehören. Auf neueren Web-Plattformen wie z.B. facebook, twitter o.ä., deren Kommunikationen weniger auf die Virtualität des Cyberspace bezogen sind, sondern zunehmend auf die physisch grundierten sozialen Beziehungen der Nutzer verweisen, existieren virtuelle Gemeinschaften eher in soziokulturellen Nischen. Virtualisiertes Vertrauen spielt demgegenüber auf Plattformen die weniger der interpersonellen Kommunikation dienen, sondern der Vermarktung, wie z.B. Amazon, oder dem Wissensmanagement, wie z.B. Wikipedia, eine wichtige Rolle. So regt das Buch von Thiedeke zu weiterführenden Studien über spezifische Beispiele an, bei denen die analytische Trennung der verschiedenen Reduktionsmechanismen sozialer Komplexität, die Thiedeke ausformuliert (Vertrauen, Macht, Misstrauen), zu spannenden Ergebnissen führen kann.

Fazit

Anstelle eine Fazits bleibt bilanzierend ein gewisses Maß an Verwunderung: Mit Ausnahme der zuletzt besprochenen Monographie von Thiedecke lebt – mitunter entgegen expliziter Beteuerungen der Autoren – genau jene utopische respektive dystopische Sicht auf das Web fort, welche schon die frühen Debatten um das Internet prägte. Nichts Neues unter der Sonne also? Dies nun gerade nicht: Den Autoren gelingt es vielfach, neue Qualitäten aufzuzeigen, die die Ökonomien des Sozialen durch Rekrutierung von Web 2.0 Technologien empirisch, theoretisch oder potentiell entwickeln – was die Verwunderung freilich nur noch erhöht! Zu vermuten wäre, dass sich utopische/dystopische Beschreibungen immer dann aufdrängen, wenn die Autoren nach wie vor mit sich hartnäckig aufrecht erhaltenden Dualismen operieren. Vielfach finden sich Unterscheidungen wie physisch/entmaterialisiert, real/virtuell, Freiheit/Kontrolle oder Rationalisierung/Autonomie wieder. Optimistisch stimmt, dass die Autoren sich der Problematik dieser Dualismen durchaus bewusst sind und von einer schroffen Gegenüberstellung zu flüssigeren Kontrastierungen

übergehen. Letztlich sind die Schwierigkeiten wohl weniger den Schwächen der Autoren, als vielmehr der enormen Dynamik aktueller Entwicklungen geschuldet. Den rasanten Entwicklungen beobachtend und theoretisierend hinterher zu kommen, stellt die Sozial-, Kultur- und Medienwissenschaften vor eine nicht unerhebliche wissenschaftliche Herausforderung. In dem Maße, in dem in den genannten Disziplinen verstärkt Auseinandersetzungen mit den fraglichen Phänomenen stattfinden, ist eine Abschwächung oder gar eine tendenzielle Auflösung der Problematik zu erwarten.

Vielleicht jedoch wäre schon ein Anfang damit gemacht, würde man konsequent von generalisierenden Aussagen über *das* Web, *die* Netzwerkgesellschaft, *das* Wissen und *den* Mediennutzer Abstand nehmen. Überall dort, wo den Autoren dies gelingt, gewinnt man wertvolle Einsichten in die Komplexität aber auch Widersprüchlichkeit sozialer Interaktionen im Netz. Auf je eigene Weise, so viel sollte klar geworden sein, tragen alle hier besprochenen Werke zum Verständnis der Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 bei. Eine breiter angelegte Perspektive, welche in der Lage wäre die Transformationen, Heterogenitäten und v.a. die Ambivalenzen der Ökonomien des Sozialen im Zeitalter des Web 2.0 systematisch in sich zu vereinen, steht jedoch noch aus. Aus diesem Grund lässt die Rezension der besprochenen Werke nur einen Schluss zu: ein Plädoyer für mehr Forschung, mehr Theoriebildung und ein mehr an diskursiver Aktivität in Bezug auf die Ökonomien des Sozialen des Web 2.0.

Literatur

Baudrillard, J. (1970): La société de consommation: ses mythes, ses structures. Paris.

Boltanski, L./Chiapello, E. (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.

Bruns, A. (2008): Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond: From Production to Produsage (Digital Formations). New York.

Foucault, M. (2009): Geschichte der Gouvernementalität Bde.1/2: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Die Geburt der Biopolitik: 2 Bände. Frankfurt a.M.

Marx, Karl (1872): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Köln 2003.

O'Reilly, T. (2005): What Is Web 2.0: Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-(25.3.2009)

Sylke Fritzsche

Volker Ladenthin/Jessica von Wülfing (unter Mitarbeit von Gabriella Schmitz): Gewalt der Medien. Studien zu Gewalt an Schulen. Empirische Hinweise und bildungstheoretische Konzepte. Würzburg: Ergon Verlag 2007, 86 S. ISBN 978-3-89913-591-6., 18,00 .

Das Buch ist im Rahmen der Schriftenreihe ‚Soziologie' des Ergon Verlages erschienen und richtet sich an Medienpädagogen, Produzenten von Medien, an die Schul- und Jugendämter der Städte, an Lehrerinnen und Lehrer, an Eltern und an Bildungspolitiker. Angesichts der erschütternden Gewaltszenarien in Schulen wie in Erfurt, Tuusula in Finnland oder – ganz aktuell – Winnenden bei Stuttgart und damit einhergehend der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten über die Gewalt an Schulen sowie über den Einfluss der Medien auf dieses Phänomen, steht die Brisanz dieses Buches wohl außer Frage. Die zwei empirisch und die drei theoretisch ausgerichteten Beiträge sollen den Zielpersonen zum einen „Entscheidungshilfen an die Hand" (S. 7) und zum anderen Einblicke in die Medienwirkungsforschung sowie -pädagogik geben.

In den beiden ersten Artikeln wird von einer Pilotstudie berichtet, von der man sich zwar „keine endgültigen Erkenntnisse auf das Verhältnis von Medienrezeption und Gewalttaten" (S. 7), aber zumindest erste Aufschlüsse über das Verhältnis von Medienrezeption und Denken verspricht. Hierzu wurde durch ein Team der Universität Bonn unter der Leitung von Volker Ladenthin ein Experiment mit insgesamt 280 Schülerinnen und Schülern der sechsten Klasse zweier monoedukativer Schulen durchgeführt. Beide Schulen waren Privatschulen in katholischer Trägerschaft – jeweils in Realschule und Gymnasium unterteilt – mit ähnlichem Einzugsgebiet. Im Rahmen dieser Untersuchung wurde den Versuchspersonen die Aufgabe gestellt, zu einem Anfang eines genretypi-

schen Märchens, eigenständig und frei einen Schluss zu schreiben. Die Zielstellung dieses Pilotprojektes liegt zum einen darin, zu zeigen, „welche Bilder in den Köpfen von Kindern existieren", und zum anderen darin, herauszufinden, „durch welche fremden – oft gewalttätigen – Muster ihre Handlungsvollzüge dominiert werden und in wieweit diese Bilder und Muster erkennbar aus den Medien übernommen worden sind" (S. 17). Volker Ladenthin und sein Team vermuten, dass die Phantasie von Kindern in erheblichen Maße von Bildern des Fernsehens geprägt ist. Kinder – so ihre These – können nicht mehr selbst über ihre Phantasie verfügen, sondern nur auf medial gefüllte Metaphern und Sprache zurück greifen. In diesem Kontext spricht man hier von „medialer Fremdvokabularisation" (S. 13). Als Fazit halten die Autoren fest, dass die kindliche Phantasie stark von einer „medialen Vor-Prägung" (S. 30) besetzt ist, wobei bei den Jungen ein hohes Maß an Gewalt- und Horrorphantasien besteht, bei den Mädchen dagegen eher romantische Bilder vorherrschen.

Der zweite Teil des Buches beinhaltet drei reflexiv-theoretisch ausgerichtete Beiträge von Volker Ladenthin, die thematisch sehr breit gefächert sind. So geht es in einem Artikel um die Wirkungsweise des Mediums Fernsehen, die exemplarisch am Beispiel des Sendetyps „Trailer" (kurze audio-visuelle Vorabinformation über eine Sendung) beleuchtet wird. Die Bilder, die mit diesem Sendetyp vermittelt werden, so Ladenthin, sind überraschend, inhaltlos und nicht interpretierbar: „Die Wirkung des kurz-sequenzigen Fernsehens muss als negativer hermeneutischer Prozess interpretiert werden" (S. 45). Die Bilder wirken, bevor sie verstanden bzw. bevor sie dem hermeneutischen Verstehen zugänglich werden. „Sie bleiben fremd und verhaften zugleich dennoch in der eigenen Vorstellungswelt" (S. 43). Als Folge, so Ladenthin stören oder behindern derartig schnelle „Trailer"-Bilder die sprachliche Erarbeitung der Welt von Kindern. Hier stellt sich dem Leser bzw. der Leserin jedoch die Frage danach, was mit anderen Sendungstypen ist. Steht der „Trailer" exemplarisch für diese oder liegt im „Trailer" das ganze Übel des Fernsehens, also der medialen Einflussnahme? Den Beitrag abschließend formuliert der Autor Folgerungen für eine diesen Herausforderungen gerecht werdende Medienpädagogik: „Medienerziehung soll also eine Aufforderung an Kinder und Jugendliche implizieren, Sinnperspektiven anlässlich von Inhalten zu entwickeln und nach deren Bedeutung zu fragen – auch nach der Bedeutsamkeit der Inhalte für das Gelingen des eigenen Lebens" (S.47).

Der nächste Beitrag befasst sich mit dem Thema schulische Gewalt und verschiedenen Erklärungsversuchen sowie den pädagogischen Umgang mit diesem Phänomen. Der Umgang mit Gewalt in der Schule ist demnach für Pädagogen ausschließlich nur dann möglich, wenn es sich nicht um biographisch, sozial oder pathologisch begründete Gewalttätigkeit handelt. Dieser Gewalt könne nur mit sozialen oder therapeutischen Maßnahmen begegnet werden. Doch sollten nicht gerade biographische sowie soziale Diskontinuitäten – vor allem, weil sie Alltäglichkeiten darstellen – als pädagogische Herausforderung betrachtet werden? Kann die Schule nicht stellvertretend sozialisatorische Schutz- und Stabilisierungsfunktionen einnehmen? Indem sie z.B. Erfahrungen von Vertrauen, Nähe, Achtung und Solidarität ermöglicht, kann sie kompensieren, was den Schülerinnen und Schülern andernorts als Vorenthaltung von Anerkennung, Ausgrenzung oder Bedrohung begegnet (vgl. Helsper, 1985, S. 327; Wiezorek 2006, S. 281). Dass, was Pädagogen tun können – so Ladenthins Empfehlung –, ist in einem „Erziehenden Unterricht" (S. 55) die Schülerinnen und Schüler „dazu zu befähigen, jedes Handeln vor dem Richterstuhl des eigenen Nachdenkens zu bewerten und dort den alleinigen Richter für die Beantwortung der Frage nach der Sittlichkeit zu finden" (ebd.). Dieser Unterricht soll also den Kindern das Werten vermitteln, d.h. lehren Werte zu erkennen und gegeneinander abzuwägen, denn der Verlust von Subjektivität und Selbstbesinnung – so Ladenthins These – führt zu Gleichgültigkeit und letztlich zu Gewalt. Auch die Fähigkeit mitzuleiden ist ein weiterer wichtiger Aspekt hinsichtlich der Gewaltprävention und soll durch einen derartigen Unterricht vermittelt werden. Die theoretischen Überlegungen und Vorschläge in diesem Beitrag sind lt. Ladenthin nicht als Rezepte zu verstehen, denn gegen Gewalt gibt es keine Rezepte: „Gewalt ist immer möglich" (S. 60). Zudem hebt er hervor, dass Erziehung keine Wirkung hervorruft, sondern „auf die sittliche (bzw. selbstbe-

stimmte, S.F.) Selbsttätigkeit des Subjekts“ (S. 60) insistiert.

In dem letzten Artikel stellt Ladenthin Überlegungen zum pädagogischen Umgang mit Regelverstößen an. In diesem Zusammenhang thematisiert er – ausgehend von der Darstellung der wissenschaftlichen Kritik und des Versuchs einer Verteidigung von pädagogischer Disziplinierung – die Möglichkeiten von Disziplin. Dabei geht es Ladenthin nicht darum, „Kinder durch Disziplinierung vor dem Wertlosen bewahren zu wollen“ (S. 68), sondern „es geht darum, sie zu befähigen, sich angesichts des unhintergehbaren Wertepluralismus zu bewähren“ (ebd.). D.h. Kinder sollen lernen, nicht ihren ersten Regungen nachzugeben, sondern ihr Handeln abzuwägen und die Folgen im Hinblick auf deren Sittlichkeit zu überdenken und dazu benötigt man Disziplin – Selbstdisziplin (vgl. S. 68). Und die soll in der Schule erlernt werden, wobei das Ziel die Einhaltung von Disziplin aus Einsicht in die Nützlichkeit ist. Da, wo es an Selbstdisziplin mangelt, weil Wissen, Einsicht oder Willen fehlt, sollen sanktionierende Disziplinierungsmaßnahmen – i.S. einer „schützenden Disziplinierung“ von Ladenthin als „Fürsorge“ (S. 69) bezeichnet – zum Einsatz kommen; dies aber nur insoweit, als dass dadurch nicht der „spezielle Auftrag“ (ebd.) der Schule gefährdet wird.

Insgesamt betrachtet handelt es sich um eine lesenswerte Publikation im Bereich der Studien zu Gewalt an Schulen und theoretischer Thematisierungen dieser Phänomene. Allerdings ist die hier vorgestellte Pilotstudie unter forschungsmethodischen Gesichtspunkten sehr kritisch zu betrachten. Es ist fraglich, was genau das Team um Volker Ladenthin mit „einigen Auswertungsansätzen“ (S. 23) meint. So bleibt völlig unklar, welche Verfahren bei der Analyse zum Einsatz kamen. Für einen Überblick über die quantitative Auswertung wird lediglich auf den Anhang des Buches verwiesen. Die dort enthaltenen Tabellen sind dabei aufgrund ungenauer Beschriftungen nicht einmal interpretierbar. Auch die Ausführungen, die sich lt. den Autoren „eher im Bereich der qualitativen Forschung bewegen“ (ebd.), erscheinen sehr subjektiv und dadurch zweifelhaft – ein Aspekt, der auch von Ladenthin und Wülfing selbst als problematisch diskutiert wird. Zudem wäre eine sichtbare Verknüpfung zwischen den Beiträgen wünschenswert gewesen. Der große Gewinn des von Volker Ladenthin und Jessica von Wülfing herausgegebenen Buches liegt dessen ungeachtet m.E. darin, dass die Autoren resümierend zum einen „die Erkenntnis, dass die Weltdeutung sowie das Handeln in hohem Maße von der erfolgten Vokabularisation abhängen“ (S. 78) erarbeiten sowie zum anderen die Chancen, die frühzeitig zur Verfügung gestellte vielfältige und abwechslungsreiche Bilder, Begriffe und Vokabeln im Hinblick auf eine selbstbestimmte und eigenständig geordnete und eben nicht medien-bestimmte Welt bieten (vgl. ebd.), hervorheben. Hierbei schreiben sie vor allem Eltern eine wichtige Aufgabe zu.

Literatur

Helsper, W. (1985): „Daß man seine Geborgenheit nicht mehr hat“. In: Westermanns Pädagogische Beiträge, 37 Jg., H. 7/8, S. 324–331.

Wiezorek, C. (2006): Die Schulklasse als heimatlicher Raum und als Ort der Einübung demokratischer Haltungen. In: Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./ Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pfaff, N. (Hrsg.): Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik. Wiesbaden, S. 259–292.

Sina-Mareen Köhler

Ulrike Hormel: Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft. Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, 276 S. ISBN: 978-3-531-15574-6. 39,90 .

Im Kontext des gemeinsam mit Albert Scherr an der Pädagogischen Hochschule Freiburg realisierten Forschungsprojekt „Bildung für die Einwanderungsgesellschaft“ verfasste Ulrike Hormel ihre Dissertationsschrift. Weiterhin ist die Autorin Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der PH Freiburg. Aktuell befasst sie sich mit der Intersektionalität bezüglich Gender und Ethnizität, worin eine weiterführende Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Benachteiligung besteht, die im weitesten Sinne Gegenstand der

folgend zu rezensierenden Publikation *„Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte“* ist.

Wird auf die Bildungsbenachteiligung von Personen mit Migrationshintergrund fokussiert, ist es notwendig, sich mit den verschiedenen Formen der Diskriminierung von Eingewanderten zu befassen, um auch die gegenseitige Beeinflussung von Sozialwissenschaften und öffentlichen bzw. politischen Diskursen sowie die teils implizit teils explizit inhärenten Normen ausmachen zu können. Dementsprechend generiert Hormel in ihrer Schrift einen sozialwissenschaftlichen Diskursstrang als Basis für die Betrachtung jener in den letzten Jahrzehnten etablierten juridisch-politischen Diskurse über die Antidiskriminierungsstrategien der Europäischen Union und sich darauf beziehende pädagogische Maßnahmen. Mit dem Blick einer kritischen Sozialwissenschaftlerin stellt Hormel fest, dass es an einer ausreichenden Reflexion des möglichen normativen Gehaltes fehlt.

Mit den in dieser Arbeit in sechs Kapiteln aufgebauten Argumentationen wird die Notwendigkeit einer abstrakten Systematik zur Differenzierung von Diskriminierungsformen begründet, die gerade keine umfassende Integration verschiedener Theoriekomplexe darstellt. Insgesamt drei Diskriminierungsformen werden von der Autorin eingeführt: „Individuelle Diskriminierung und Diskriminierung als Gruppenpraxis können als *interaktionelle Diskriminierung* charakterisiert werden, deren Grundlage sowohl diskriminierende Absichten [sic], als auch Stereotype und Deutungsmuster sein können, die zu diskriminierenden Handlungen ohne bewusste Diskriminierungsabsicht führen. Legale, organisationsspezifische und sekundäre Diskriminierungen sind in ihrem Vollzug nicht auf benachteiligende Absichten jeweiliger Akteure angewiesen. Diskriminierung resultiert hier vielmehr aus dem Normalvollzug etablierter gesellschaftlicher, insbesondere politischer und ökonomischer Strukturen (*strukturelle Diskriminierung*). Strukturelle Diskriminierung schließt *institutionelle Diskriminierung* ein, d.h. Praktiken, die in rechtlichen oder organisationsspezifischen Erwartungsstrukturen begründet sind“ (Hormel/Scherr 2004, 28 zit. n. Hormel 2007, 14f.). Die Entwicklung dieser Matrix selbst ist Gegenstand der zentralen Projektpublikation (s.u.), aber die notwendige grundlagentheoretische Auseinandersetzung erfolgt in der veröffentlichten Dissertation, indem Hormel ein breites Theoriespektrum auffächert. Psychologische, erziehungswissenschaftliche und soziologische Theorien werden auf ihre Erklärungskraft zu den sozialen Bedingungen und dem operativen Vollzug von Diskriminierung hin abgeklopft.

Das erste Kapitel *„Diskriminierung in der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung“* bezieht sich auf einen Forschungsbereich, welcher das theoretische wie empirische Fundament zur Fassung von Diskriminierung liefert. So vollzieht sich Diskriminierung in Interaktionszusammenhängen, die sich aufgrund der individuellen Einstellungen spezifisch gestalten. Damit ist dieses als Einstieg gewählte Theoriefeld auf die Mikroprozesse von Diskriminierungspraktiken gerichtet. Nach Hormel wird von der Sozialpsychologie nicht genügend berücksichtigt, dass Diskriminierung auch unabhängig von bestimmten individuellen Einstellungen verlaufen kann. Zusätzlich merkt die Autorin an, dass strukturelle oder institutionelle Effekte, die auf der Meso- oder Makroebene zu verorten sind, weniger thematisiert werden.

Prozesse auf institutioneller Ebene, die neben Einstellungs- und Handlungsverknüpfungen wirksam sind, werden in Kapitel 2 beschrieben, welches sich mit der *„Institutionellen Diskriminierung: Theoretische Konzeptualisierungen und Ergebnisse der empirischen Forschung“* befasst. Mit rund 70 Seiten bildet dieser Abschnitt das Herzstück der Publikation. Die direkte Verknüpfung von Diskriminierungstheorie und -empirie macht dieses Kapitel äußerst lesenswert. Dabei erfolgt eine Konzentration auf schulische Bildungsprozesse und sich in diesem Rahmen vollziehende Diskriminierungen. Unter Rekurs auf die Daten der amtlichen Sozialstatistik (SOEP) sowie den Schulleistungsstudien PISA und IGLU weist Hormel nach, dass es keine einheitlichen Ergebnisse zur Klärung der Bildungsbenachteiligung von Migrantinnen und Migranten gibt. Unterschiedliche Schlussfolgerungen liegen zur Bedeutung der sozio-ökonomischen Lage, ethnisierenden Zuschreibungen, der sprachlichen Differenz und zur Relevanz „kultureller“ Unterschiede hinsichtlich der eher mittelschichtorientierten Schule sowie weiteren

Organisationseffekten vor. Letzteres wurde mittels Ausführungen zu der von Gomolla/Radtke (2002) angewandten Kategorie ‚institutionelle Diskriminierung' ausführlicher behandelt.

Kapitel 3 *„Asymmetrische Gruppenbeziehungen"* führt den zuvor angedeuteten gesellschaftstheoretischen Bezug fort, indem drei klassische Soziologen und ihre Beschreibungen von Gruppenkonstitutionen und sozialer Ungleichheit in den Blick genommen werden. Herbert Blumer, Alfred Schütz und Norbert Elias liefern Theorien zu gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsstrukturen, die von der Sozialwissenschaftlerin hinsichtlich ihrer Gehalte für die Diskriminierungsthematik analysiert werden. Diskriminierungspraxen können so entweder als race relations (Blumer), Mehrheiten- bzw. Minderheitenbeziehungen (Schütz) oder Etablierte- und Außenseiterbeziehungen (Elias) zwischen Gruppen beschrieben werden. Analog zur Kritik an der Vorurteilsforschung verweist Hormel auf die fehlende Berücksichtigung des Beitrages von Individuen an Diskriminierungsprozessen. Kapitel 4 als *„Zwischenbetrachtung: Jenseits des Gruppenparadigmas – Soziogenese asymmetrischer Gruppenbeziehungen und strukturelle Ungleichheiten"* fasst die wesentlichen Ergebnisse der vorherigen Kapitel zusammen.

Ergänzt werden diese theoretischen Überlegungen mit Kapitel 5 *„Diskriminierung auf der Grundlage von Staatsbürgerschaft, Nationalstaatlichkeit und Ethnizitätskonstruktionen",* um Bezüge zu der Kategorie Staatsbürgerschaft im Vergleich zur Ethnizität als weiteres Differenzkriterium sozialer Ungleichheit herzustellen. Vor allem über die Staatsbürgerschaft werden Leistungen, Ansprüche, Rechte und Pflichten innerhalb einer Gesellschaft bestimmt und von Diskriminierungsprozessen begleitet. Die Ethnie ist im Vergleich zur Staatsbürgerschaft weniger komplex in politisch-juridische Debatten eingebunden. Diesbezüglich werden mehrere Thesen formuliert. Zunächst kritisiert Hormel die unreflektierte Übernahme ethnischer Gruppenkonstruktionen und die ungenügende Berücksichtigung der Differenz von Staatsbürgerschaft vs. Nicht-Staatsbürgerschaft als Strukturkategorie. Gleichfalls findet das Interdependenzgefüge von Milieuzugehörigkeit und ethnischem Hintergrund nicht genug Beachtung.

Diese sich insbesondere auf die soziale Ungleichheitsforschung und den politisch-juridischen Diskurs beziehenden Schlussfolgerungen werden in Kapitel 6 *„Schlussbetrachtung: Möglichkeiten und Grenzen einer sozialwissenschaftlich fundierten Theorie der Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft"* weiter ausgeführt. So lassen sich drei Resultate feststellen. *Ersten* hat sich mit dem Einbezug von psychologischen, erziehungswissenschaftlichen und soziologischen Theorien gezeigt, dass es nicht möglich ist einen systematischen Gesamtzusammenhang der Ansätze zum Thema Diskriminierung herzustellen, da sich die metatheoretischen Gegenstandskonstruktionen entweder überlagern oder ausschließen. Im Rahmen der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung fehlt eine angemessene Berücksichtigung der Wirkung von Institutionen. Gleichsam wird die Struktur der Institution von den Interaktionen selbst unterlaufen, worauf das Konzept der institutionellen Diskriminierung verweist. Demgegenüber vollziehen soziologische Theorien eher eine Übergeneralisierungen der Kategorie Ethnizität. *Zweitens* wurde am recht knapp skizzierten Beispiel des Diversity-Ansatzes gezeigt, dass pädagogische Konzepte nicht die gesellschaftstheoretischen Unklarheiten des politisch-juridischen Diskurses übernehmen sollten. Institutionen laufen so Gefahr über die gezielte „vielfältige" Zusammensetzung bspw. von Mitarbeitergruppen Distinktionslinien eher zu öffnen, als zu schließen. Auch für die pädagogische Praxis wird von Hormel auf den Verzicht einer Großtheorie plädiert, um möglichen Fortführungen von normativen Gehalten zu entgehen. Für den Nachvollzug dieser Forderung an Entheoretisierung, welche als Vereinfachung und Reduktion des geforderten Reflexionsgrades erscheint, soll diese Arbeit einen Beitrag leisten. Demnach kann als *drittes* Resultat die Erweiterung der auf die Einwanderung bezogenen Diskussionsstränge als juridisch-politische Debatten und sich darauf beziehende Strategien zum professionellen pädagogischen Handeln gesehen werden. In diesem Zusammenhang soll die eingeführte Matrix zur Unterscheidung von Differenzierungsformen als Beobachtungsperspektive für die in den verschiedenen Diskursen konstruierten Diskriminierungsprozesse dienen. Gleichwohl verweist Hormel auf die Grenzen der Matrix bzw. ihrer Ausführungen: „Mit den in der

vorliegenden Arbeit vorgenommenen theoretischen Annäherungen an die Diskriminierungsthematik auf der Grundlage der Beschreibungsmatrix ‚interaktionell-institutionell-strukturell' wird nicht beansprucht, eine abschließende Analyse unterschiedlicher Diskriminierungsformen in der Einwanderungsgesellschaft vorlegen zu können, die eine unmittelbare Übersetzung in politische Strategien und pädagogische Programme zu deren Überwindung ermöglichen würde" (Hormel 2007, 23).

Der vornehmliche Ertrag dieser Arbeit besteht in der sozialwissenschaftlichen Begründung dieser Matrix und verweist gleichzeitig auf ihren Geltungszusammenhang. Sollte aufgrund des Titels möglicherweise die Erwartung einer Auseinandersetzung mit verschiedenen pädagogischen Konzepten und Strategien bezüglich ihrer Konstruktion von Diskriminierung geweckt worden sein, so wird diese nicht erfüllt. Ein derart gelagertes Interesse kann in der Publikation *„Bildung für die Einwanderungsgesellschaft"*, von Ulrike Hormel und Albert Scherr im Jahre 2004 veröffentlicht, gestillt werden. Demgegenüber erfolgen die notwendigen grundlagentheoretischen Klärungen zum konkreten Vollzug der mit der Einwanderung einhergehenden Diskriminierung in der Monographie Hormels und diese liefert insbesondere für die pädagogische Praxis ein relevantes Hintergrundwissen. Für die Sozialwissenschaften bildet besonders der Bezug der Diskriminierungsthematik auf die soziale Ungleichheitsforschung eine interessante Ergänzung, die zweifelsohne weiterer Auseinadersetzung wert ist.

Sonja Kubisch

Anja Mensching: Gelebte Hierarchien. Mikropolitische Arrangements und organisationskulturelle Praktiken am Beispiel der Polizei. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 355 S. ISBN 978-3-531-15718-4, 49,95 .

Organisationen prägen die moderne Gesellschaft, und nicht umsonst gibt es eine eigene Subdisziplin innerhalb der Soziologie, die sich ihnen zuwendet. Während die qualitative Sozialforschung überzeugend darstellen kann, welchen Beitrag sie leistet, um auf der Ebene des Individuums beispielsweise biografische Sinnkonstruktionen oder auf der Ebene von Gruppen kollektive Orientierungen zu rekonstruieren, ist die Erforschung von Organisationen an vielen Stellen noch unbefriedigend. Dies liegt weniger daran, dass es an geeigneten Methoden der Erhebung und Interpretation fehlt – leitfadengestützte Interviews, teilnehmende Beobachtungen oder Gruppendiskussionen können auch in der Bearbeitung organisationsbezogener Fragstellungen zum Tragen kommen. Vielmehr mangelt es bislang an überzeugenden metatheoretischen Bestimmungen dessen, was Organisationen ausmacht, und darauf bezogenen Antworten auf die Frage, zu welchen Ergebnissen man auf der *Ebene der Organisation* gelangen kann, wenn man im Kontext von Organisationen Interviews mit einzelnen Personen oder Gruppendiskussionen durchführt (vgl. Vogd 2008).

Anja Mensching verfolgt mit ihrer 2008 im VS-Verlag erschienenen Dissertation das Ziel, eine qualitativ-empirische Organisations(kultur)analyse zu entwerfen (vgl. S. 14). Ihr Forschungsgegenstand ist die Organisation der Polizei, und sie geht am Beispiel der niedersächsischen Schutzpolizei der Frage nach, in welcher Form Über- und Unterordnungen (Sub- und Supraordination) im Sinne „gelebter Hierarchien" im polizeilichen Alltag praktiziert werden. Anders formuliert fragt sie „nach den Zusammenhängen zwischen formellen Hierarchie*erwartungen* und praktizierten Hierarchie*beziehungen*" (S.12). Vor dem Hintergrund ihrer Zielsetzung wendet sich die Autorin der Klärung jener Begriffe, welche die Untersuchung leiten (Organisation, Hierarchie, Organisationskultur), ebenso sorgfältig zu wie der Rekonstruktion des primär mittels Gruppendiskussionen generierten Materials, das sie auf der Basis der dokumentarischen Methode interpretiert.

Aufbau und Inhalt

Unter der Überschrift „Organisation & Organisieren" ist das erste Kapitel der Vorstellung und Diskussion verschiedener organisationstheoretischer Ansätze gewidmet, welche die Autorin systematisch nach ihrer Eignung für die eigene Untersuchung befragt. Sie beginnt mit solchen Theorien, die *Organisation als Gestalt* betrachten (vgl. S. 16ff.). Hier findet insbesondere eine Auseinandersetzung mit der systemtheoretischen Perspektive Luh-

manns auf Organisationen statt, in der Organisationen als autopoietische Systeme erscheinen, welche sich aus Kommunikationen in Form von Entscheidungen reproduzieren und in der Differenzsetzung zur Umwelt eine Gestalt bilden. Gerade die Verengung auf Entscheidungen ist es, die die Autorin problematisiert, denn, wie sie ausführt, rücken damit all jene alltäglichen Formen der Kommunikation in den Hintergrund, die sich nicht als Entscheidungen fassen lassen, gleichwohl aber konstitutiv für Organisationen sind. Unter Bezugnahme auf die praxeologische Wissenssoziologie im Sinne Karl Mannheims verdeutlicht sie, dass der Entscheidungsbegriff vor allem die Ebene des expliziten *kommunikativ-generalisierten* Wissens fokussiert, während es ihr darum geht, auch die Ebene des *konjunktiven* Wissens zu erfassen, das als implizites Wissen zu verstehen ist und sich in der Handlungspraxis der Akteure dokumentiert (vgl. S. 22).

Nachdem Mensching feststellt, dass die Systemtheorie nicht genügend zwischen der Organisation als Gestalt und dem Prozess des Organisierens unterscheidet, werden in einem zweiten Schritt Theorien eingeführt, die *Organisation als Gestaltung* betrachten (vgl. S. 27ff.). Insbesondere Karl E. Weick, nach ihm aber auch andere Autoren wie beispielsweise Neuberger oder Franzpötter gehen davon aus, dass sich die Organisation nur im Organisieren realisiert. In den Fokus geraten damit Interaktionen und Praktiken, die zur kontinuierlichen (Re)Produktion einer Organisation beitragen. Während sich die Autorin dieser Sicht auf Organisationen anschließt, ist es ihr gleichzeitig wichtig, strukturelle Bedingungen wie die formelle Organisationsstruktur nicht aus dem Blick zu verlieren. Vor diesem Hintergrund setzt sich Mensching in einem dritten Schritt mit solchen Ansätzen auseinander, die Gestalt und Struktur auf der einen und Kommunikation und Prozess auf der anderen Seite berücksichtigen und in diesem Sinne *Organisation als Gestalt(ung)* auffassen (vgl. S. 33ff.). Hier greift die Autorin, was nahe liegt, auf Giddens Konzept der Dualität von Struktur zurück, der zufolge soziales Handeln Strukturen voraussetzt und diese (re)produziert, ohne allerdings von ihnen determiniert zu sein. Ortmann, Sydow und Windeler sprechen, die Giddensche Konzeption auf Organisationen übertragend, von der „Organisation als reflexive Strukturation" (2000, S. 322). Hierauf aufbauend entwirft Mensching einen entsprechend komplexen Hierarchiebegriff, der den organisationalen, (zumeist schriftlich) formulierten Hierarchieerwartungen auf der einen Seite und dem Prozess praktizierter organisationaler Hierarchiebeziehungen auf der anderen Seite Rechnung trägt (vgl. Kap. 1.2). Die aus diesem Hierarchieverständnis erwachsende Aufgabe für die Forschung besteht nun darin, zu rekonstruieren, in welcher Weise sich die Hierarchiepraktiken auf die formulierten Hierarchieerwartungen beziehen, bzw. welche Differenzen sich zwischen beiden Aspekten der Hierarchie auftun.

Bereits an dieser Stelle hat die Autorin Wesentliches für die Präzisierung eines Begriffs der Organisation geleistet, welcher nicht in den Widerspruch zu einer qualitativen bzw. rekonstruktiven Forschung gerät, welche an der Handlungspraxis orientiert ist und gleichzeitig davon ausgeht, dass sich in dieser Handlungspraxis auch gesellschaftliche Strukturen zeigen. Mensching geht jedoch im zweiten Kapitel noch einen Schritt weiter, indem sie sich nun konkreter mit der Frage auseinander setzt, „warum es sich lohnt, Organisationen als Kulturen zu begreifen" (S. 47). Hier schließt sie sich solchen Positionen an, die Kultur nicht nur als einen Teil der Organisation ansehen, sondern davon ausgehen, dass Organisation Kultur *ist* und die in diesem Sinne Organisationskulturen als Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion betrachten. Im weiteren Fortgang des Kapitels werden Organisationskulturen als autopoietische Systeme (Kap. 2.2), als mikropolitische Spielarenen (Kap. 2.3) und als konjunktive Gedächtnisse (Kap. 2.4) vorgestellt. Insbesondere die Spielmetapher ist für Menschings Arbeit von Bedeutung und wird in Zusammenhang mit den Ergebnissen der Empirie noch Verwendung finden. Die Autorin bezieht sich hier vor allem auf die mikropolitische Organisationstheorie Croziers und Friedbergs, die den Begriff des Spiels einführen, um Machtpraktiken „mit ihren zwei Seiten der Kontrolle (im Sinne von Machtausübung) und des Konsens (im Sinne von Ermächtigung)" (Mensching 2008, S. 57) in Organisationen erfassen zu können. Für die Arbeit Menschings ist entscheidend, dass entsprechend dieser Konzeption Spielpraktiken unterschiedliche Handlungs- und Deutungsmuster bzw. widersprüchliche Machtstrategien in der Organisation integrieren (vgl. S. 59).

Im dritten Kapitel beleuchtet Mensching die bundesdeutsche Polizeiforschung mit Blick darauf, welche Erkenntnisse diese bislang zu internen Hierarchiebeziehungen bzw. polizeilichen Organisationskulturen hervorgebracht hat. Sie stellt fest, dass die empirische ebenso wie die im engeren Sinn qualitative Polizeiforschung bisher überwiegend die Polizei in ihren Außenverhältnissen untersucht, polizeiliche Organisationskulturen dagegen weitgehend vernachlässigt hat. Eine Ausnahme stellen in dieser Hinsicht die qualitativen organisationssoziologischen Forschungsarbeiten von Raphael Behr dar, mit denen sich die Autorin intensiv auseinandersetzt. Behr identifizierte in seinen Arbeiten zu polizeilichen Handlungsmustern und Männlichkeit im polizeilichen Alltag zwei differierende polizeiliche Kulturen: auf der einen Seite die *Polizistenkultur bzw. Cop Culture*, die „gelebte Kultur der handarbeitenden Polizei" (Behr 2000,18) und auf der anderen Seite die *Polizeikultur bzw. Police Culture*, die sich vor allem in den Leitbildern von der bürokratischen Organisation Polizei zeigt. Kann Mensching dieser Differenzierung zwar durchaus folgen, so kritisiert sie, dass Behr einseitig Handlungsmuster auf der Ebene der Polizistenkultur herausarbeitet, jedoch außer acht lässt, dass die Polizeikultur, d.h. die Leitungsebene in der Polizei, eigene Handlungspraktiken entwickelt hat (vgl. S. 84). Der Idee Behrs, es gebe eine polizeiliche Subkultur, hält sie die Vorstellung einer Vielfalt unterschiedlicher Kulturen und Milieus in der Organisation Polizei entgegen. Mensching wirft ausgehend von den Arbeiten Behrs die für ihre Arbeit zentrale Frage auf, wie die beiden von ihm identifizierten Kulturen in der Organisation integriert werden. Es geht also darum, welche Arrangements im Sinne einer gemeinsamen Handlungspraxis beide Kulturen im Alltag der Organisation miteinander etablieren. Den Ergebnissen ihrer eigenen Forschung vorgreifend weist die Autorin darauf hin, dass sie statt der von Behr konstatierten Differenz zwischen Polizistenkultur und Polizeikultur mit der Leitdifferenz von *Akten- versus Aktionspraxis* operieren wird (vgl. 84f.).

Die empirische Rekonstruktion dieser Differenz erfolgt im unmittelbar anschließenden umfangreichen vierten Kapitel. Dieses gliedert sich in zwei große Unterkapitel. Das erste dieser Unterkapitel erläutert den methodologisch-methodischen Hintergrund und die Konzeption der Untersuchung. Hier wird zunächst dargestellt, dass die Forschung, welche Mensching im Rahmen ihres Promotionsvorhabens durchführt, Teil eines größeren Forschungsprojekts des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen mit dem Titel „Polizei im Wandel" ist. Daran anschließend wird der für die Untersuchung ausgewählte Bereich, der schutzpolizeiliche Einsatz- und Streifendienst (ESD) inklusive der ihm vorgesetzten Ebene kurz umrissen. Hierbei handelt es sich um den größten Aufgabenbereich der niedersächsischen Polizei, der die 110-Einsätze durchführt und sich aus Sicht der Autorin für die sie interessierende Frage besonders anbietet, da hier Angehörige unterschiedlicher Laufbahngruppen ihre Zusammenarbeit organisieren müssen (vgl. S. 94).

Mensching entscheidet sich für das Gruppendiskussionsverfahren als Erhebungsmethode, denn dieses ermöglicht ihr, die auf geteilte Orientierungen zielende Frage der gelebten Hierarchiebeziehungen in der Organisation Polizei zu bearbeiten, indem von vornherein wechselseitige kommunikative Bezüge im Kontext von Gruppen in den Blick genommen werden. Die in diesem Zusammenhang virulent werdende Frage, ob die Analyse von Interaktionen zwischen Organisationsmitgliedern dazu befähigt, Aussagen über die Organisationskultur zu treffen, beantwortet die Autorin überzeugend, indem sie sich auf organisationstheoretische und methodologische Argumente stützt. Zum einen verweist sie auf das erste Kapitel ihrer Arbeit und geht im Anschluss an die dort vorgestellten Theorien davon aus, dass Organisationen sich über ihr alltägliches Prozessieren reproduzieren – woraus folgt, dass sich der Prozess des Organisierens in Erzählungen und Beschreibungen der Organisationsmitglieder rekonstruieren lässt. Zum anderen stellt sie mit Bezug auf Mangold fest: „Der Vorteil des Gruppendiskussionsverfahrens liegt darin, dass es in seinem Verweis auf die dahinter liegenden, milieuspezifischen Orientierungen über die konkreten Interaktionen der anwesenden Diskussionsteilnehmer hinausgeht. In deren jeweiligen Redebeiträgen und ihrem Bezug untereinander dokumentiert sich etwas über die den Interaktionen zugrunde liegenden Erfahrungen. Die Gruppendiskussionsteilnehmer sind in die-

sem Sinne Milieuträger und Angehörige jeweils gleicher oder verschiedener Erfahrungsräume“ (S. 95). Anders formuliert bedeutet das, dass die Mitglieder einer Organisation auch jenseits des nicht immer gegebenen unmittelbaren Kontakts zueinander bestimmte Erfahrungen im organisationalen Kontext teilen, die sich anhand der Diskussionen rekonstruieren lassen.

Aus plausibel dargestellten Gründen entscheidet sich Mensching dafür, „Quasi-Realgruppen“ für die Gruppendiskussionen zusammenzustellen. Die Teilnehmer/innen stehen also in der Regel nicht in einem unmittelbaren Mitarbeiter-Vorgesetzten- oder Kollegen-Verhältnis, sind jedoch alle Angehörige derselben Profession und des für die Untersuchung ausgewählten Bereichs der Polizei innerhalb des Landes Niedersachsen. Dies habe zum einen den Vorteil, dass die Diskussionsteilnehmer/innen ungezwungener miteinander reden könnten und ihnen eine gewisse Anonymität zugesichert werden könne. Zum anderen führe die Zusammensetzung dazu, dass die Teilnehmer/innen ihre Erfahrungen anhand konkreter Beispiele aus ihrer eigenen Praxis gegenüber den fremden Teilnehmer/innen, denen gleichzeitig ähnliche Erfahrungen in der Organisation unterstellt werden können, explizieren müssten (vgl. S. 98f.). Auf diese Weise erfährt die Forscherin etwas über milieuspezifische Orientierungen, verzichtet jedoch auf Erkenntnisse, die sich auf konkrete Mitarbeiter-Vorgesetzten- oder Kollegen-Beziehungen in einzelnen Dienststellen bezogen hätten. Mensching arbeitet ihrem Untersuchungsfeld und den Rahmenbedingungen des Gesamtprojekts Rechnung tragend mit einem qualitativen Stichprobenplan, der die ungefähre Anzahl der Diskussionen und die Auswahlkriterien der Teilnehmer/innen vor der Erhebung festlegt. Das Sample umfasst schließlich elf Gruppendiskussionen mit jeweils fünf bis zehn Teilnehmer/innen. Bei der Zusammenstellung der Gruppen werden insbesondere das Lebensalter und die Laufbahngruppe berücksichtigt, und die Gruppen werden unter diesen Gesichtspunkten jeweils entweder als homogen oder heterogen bezeichnet. Im Anschluss an die Gruppendiskussionen führt Mensching mit ausgewählten Teilnehmern Einzelinterviews durch, die zwar in das Gesamtforschungsprojekt, nicht jedoch in ihre Monografie Eingang finden. Die Diskussionen werden mit einem Grundreiz zum Thema Kommunikation und einer Eingangsfrage initiiert, in der die Diskussionsleitung Erfahrungen mit der internen Kommunikation anspricht und nach der Verständigung mit „Kollegen“ einerseits und „direkten Vorgesetzen“ andererseits fragt (S. 106). Damit wird eine Differenz gesetzt, die den Teilnehmern der Diskussionen zunächst exterior ist und in der Rekonstruktion der Diskussionen zu berücksichtigen sein wird.

Die Gruppendiskussionen werden auf der Basis der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack ausgewertet, wie die Autorin näher ausführt. Die dokumentarische Methode zielt auf die Rekonstruktion des habitualisierten Orientierungswissens, welches der Handlungspraxis zugrunde liegt. Zentral ist hier im Anschluss an Mannheim die bereits erwähnte Unterscheidung zwischen dem kommunikativen, d.h. dem gesellschaftlich geteilten theoretischen Wissen, und dem konjunktiven Wissen, welches ein milieuspezifisches implizites Wissen ist. Die dokumentarische Methode setzt diese Differenz methodisch um, indem sie sich den Transkripten der Gruppendiskussionen in zwei Schritten nähert: In der formulierenden Interpretation geht es zunächst darum nachzuvollziehen, *was* gesagt wird, während im Zuge der reflektierenden Interpretation rekonstruiert wird, *wie* ein Thema behandelt wird, d.h. in welchem Rahmen es behandelt wird. Diese beiden Perspektiven auf das erhobene Material ermöglichen es Mensching in ihrem Forschungsprojekt, einerseits auf der inhaltlich-propositionalen Ebene nachzuvollziehen, wie die Diskussionsteilnehmer/innen über Hierarchiebeziehungen reden, und andererseits zu analysieren, wie Beziehungen der Über- und Unterordnung im Verlauf der Diskussion (re)produziert werden (S. 111). Die Arbeitsschritte der Diskursbeschreibung und Typenbildung, welche Teil der dokumentarischen Methode sind, führt Mensching durch, indem sie im weiteren Verlauf des vierten Kapitels zunächst *Fallskizzen* vorstellt, welche das Ergebnis vorrangig fallinterner Vergleiche sind, um dann zu *Fallkontrastierungen* und *Fallkombinationen* zu kommen, die den fallexternen Vergleich in Form maximaler und minimaler Kontraste vollziehen. Damit wählt Mensching einen zwar für den Leser auf den ersten Blick nicht ganz einfach nachzuvollziehenden, aber methodisch durchaus intelligenten Aufbau, der die für die dokumentarische Methode charakteristische komparative

Analyse systematisch in verschiedenen Gegenüberstellungen formal hierarchiehomogener und -heterogener Gruppen umsetzt.

Zunächst nähert sich die Autorin dem empirischen Material jedoch im zweiten Teil des vierten Kapitels, indem sie analysiert, wie die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen die Begriffe „Vorgesetzter" und „Kollege" verwenden, also mit der im Zuge der Eingangsfrage gesetzten Differenz umgehen. Anhand der Rekonstruktion von Eingangspassagen hierarchieheterogener Gruppen, in denen eine intensive Auseinandersetzung mit dieser Differenz erfolgt, kommt Mensching zu dem Ergebnis, „dass die formelle Organisationsstruktur, d.h. die organisationell beabsichtigten hierarchischen Beziehungen keineswegs mit den praktizierten Über- und Unterordnungsverhältnissen (den Sub- und Supraordinationen) der Polizeibeamten gleichzusetzen sind. Aus organisationskultureller Perspektive wesentlich sind die *gelebten Hierarchiebeziehungen*, von denen die Polizeibeamten in den Gruppendiskussionen einerseits berichten und die sie andererseits in der jeweils aktuellen Situation der Diskussion konstituieren" (S. 146). So wird beispielsweise ein Vorgesetzter zum „Kollegen vom höheren Dienst", wenn er bereit ist, sich auf Erfahrungen der Basisarbeit der Polizeibeamten einzulassen. Umgekehrt wird ein Vorgesetzter als „Goldfasan" bezeichnet, der sich zwar auf seine formale Vorgesetztenposition beruft, dem aber der Einblick in die Handlungspraxis des Einsatz- und Streifendienstes abgesprochen wird. Darüber hinaus können anhand der Eingangspassagen grundsätzliche Rahmeninkongruenzen zwischen den Beamten mit und ohne Führungsposition rekonstruiert werden: „Einem *positionsorientierten, statischen Hierarchieverständnis* (auf Positionen und Funktionen beruhend), an dem sich vor allem die Beamten des gehobenen und höheren Dienstes mit Führungsfunktion orientieren, wird von den Basisbeamten des mittleren und gehobenen Dienstes ein *erfahrungsbasiertes, dynamisches Hierarchieverständnis* entgegengesetzt, das an eine geteilte Handlungspraxis gebunden ist" (S. 147). Die bereits im dritten Kapitel erwähnte Differenz zwischen Aktionspraxis und Aktenpraxis wird im weiteren Fortgang des vierten Kapitels im Rahmen der Fallskizzen, Fallkontrastierungen und Fallkombinationen hergeleitet und ausdifferenziert. Auf eine Wiedergabe der Ergebnisse, die um nachvollzogen werden zu können, eine ausführlichere Darstellung verlangen würde, soll an dieser Stelle verzichtet werden. Die Aktenpraxis wird sich im Ergebniskapitel zusammenfassend charakterisieren lassen als eine auf konjunktiven Erfahrungen aufbauende, an Mündlichkeit und an den informellen Organisationspraktiken ausgerichtete Praxis, der gegenüber die Aktenpraxis an Schriftlichkeit und Dokumentation sowie an den formellen Organisationsstrukturen orientiert ist (vgl. S. 319).

Nachdem also im vierten Kapitel die Differenz zwischen Aktionspraxis und Aktenpraxis in ihren verschiedenen Facetten herausgearbeitet wurde, widmet sich das fünfte Kapitel der Frage, wie diese unterschiedlichen Praxen in der Organisation Polizei integriert werden. Dabei wird auf den Spielbegriff zurückgegriffen, der im zweiten Kapitel in Zusammenhang mit mikropolitischen Organisationstheorien eingeführt worden war. Anhand der Transkripte rekonstruiert Mensching hier fünf verschiedene Spiele – Informations- und Partizipationsspiele, Statistikspiele, Beurteilungs- und Gehaltsspiele, „Papierlagen"-Spiele sowie Ausstiegs- bzw. Verweigerungsspiele –, welche zum Teil aufeinander bezogen sind bzw. ineinander übergehen.

Die auf die Spielpraktiken bezogenen Ergebnisse werden im sechsten Kapitel wie folgt zusammengefasst: „Im Kern drehen sich die rekonstruierten Spielpraktiken um eine doppelseitige Interpretationsnotwendigkeit. Zum einen sind die Weisungen und Anfragen der Aktenpraktiker für die Aktionspraktiker interpretierungsbedürftig, d.h. sie sind – aus der Perspektive der Aktionspraxis selten das, was sie vorgeben zu sein. Zum anderen müssen die Aktionspraktiker ihr Alltagshandeln, das (…) von den formulierten, formellen Erwartungen der Aktenpraktiker abweicht, somit nach oben invisibilisieren, um an einer schriftlichen Rückmeldepraxis festhalten zu können, die die Umsetzung der formellen Erwartungen dokumentiert, auch wenn die polizeilichen Alltagspraktiken dem widersprechen" (S. 319). Es entsteht also eine „Akten-Aktions-Praxis" (S. 321), d.h. eine konjunktiv geteilte Praxis, die die Differenzen beider Praxisformen zu integrieren vermag. Mit dieser Erkenntnis geht Mensching, wie sie selbst feststellt, deutlich über die von Behr rekonstruierte, im dritten Kapitel dargestellte Differenzie-

rung zwischen „Police Culture“ und „Cop Culture“ hinaus, die bei ihr keine unvereinbaren Gegensätze darstellen, sondern „Arrangements und Praktiken des alltäglichen organisationalen Zusammenspiels entwickelt“ haben (S. 327), welche auf beiden Seiten immense Kompetenzen erfordern. Dazu gehört es auch zu verhindern, dass die im Inneren der Polizei funktionierenden „Spiele“ außerhalb der Polizei bekannt werden. Und so liegt es nahe, dass Mensching am Ende ihrer Arbeit vorschlägt, in weiteren Forschungen der Frage der Verknüpfung der innerorganisationalen Spielpraktiken mit den Beziehungen zwischen Polizei und den für sie relevanten Umwelten nachzugehen (vgl. S. 328).

Zusammenfassende Bewertung

So vielfältig wie die Phänomene sind, die Organisation ausmachen, so unterschiedlich wird man sich ihnen zur Bearbeitungen verschiedener Forschungsfragen nähern müssen. Die Frage, wie in Organisationen der freien Wohlfahrtspflege mit sozialer Differenz umgegangen wird (vgl. Kubisch 2008), verlangt einen anderen Zugang als die Frage nach Entscheidungsprozessen im Krankenhaus (vgl. Vogd 2008), und wiederum anders müsste man vorgehen, wollte man Prozesse der Organisationsentwicklung in einem Netzwerk erforschen. Ohne eine metatheoretische Annäherung an den Begriff der Organisation, das macht die vorliegende Arbeit deutlich, wird man allerdings nur unbefriedigende Antworten auf die Frage geben können, was genau im organisationalen Kontext mittels qualitativer Sozialforschung rekonstruiert werden kann. Anja Mensching hat sich dem für die Organisation Polizei konstitutiven Element der Hierarchie zugewandt und Praktiken der Unter- und Überordnung im organisationalen Alltag untersucht. Das forschungspraktische Vorgehen, das sie zur Bearbeitung ihrer Fragestellung gewählt hat, ist ebenso intelligent und überzeugend wie der Aufbau ihrer äußerst eigenständigen Arbeit, mit der Mensching einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer qualitativen, genauer: dokumentarischen Organisations(kultur)-analyse geleistet hat. Die gelungene Verbindung einer differenzierten Auseinandersetzung mit den Theorien der Organisation auf der einen und der Erprobung eines qualitativ-empirischen Zugangs zur Organisation auf der anderen Seite verspricht vielfältige Erkenntnisse für jene Leserinnen und Leser, die sich organisationsbezogenen Fragenstellungen mittels qualitativer bzw. rekonstruktiver Methoden der Sozialforschung zuwenden wollen.

Literatur

Behr, R. (2000): Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols. Opladen.

Kubisch, S. (2008): Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der freien Wohlfahrtspflege. Wiesbaden.

Ortmann, G./Sydow, J./Windeler, A. (2000): Organisation als reflexive Strukturation. In: Ortmann, G./Sydow, J./ Türk, K. (Hrsg.): Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft. Opladen, 315–354.

Vogd, W. (2008): Rekonstruktive Organisationsforschung. Manuskript. http://userpage.fu-berlin.de/~vogd/Orgforsch.pdf [08.02.2009].

Matthias Völcker

Phil C. Langer/Jochen Drewes/Angela Kühner: Positiv. Leben mit HIV und Aids. Bonn: Balance Buch + Medien Verlag 2010, 232 S. ISBN: 978-3-867-39058-3. 15.95 .

Die Immunschwächeerkrankung AIDS (Acquired Immunodeficiency Syndrom) und der in diesem Zusammenhang als „Auslöser“ fungierende Humane Immundefizienz-Virus (HIV) sind in den letzten Jahren, trotz medialer Präventionskampagnen und auch aufgrund der medizinischen und therapeutischen Fortschritte, nur noch ein episodisch wiederkehrender Gegenstand der öffentlichen Wahrnehmung. Selbst der sich jährlich zum 1. Dezember, mit den entsprechenden medialen „Aufgeboten“, wiederholende Welt-Aids-Tag und die damit verbundenen globalen und medialen Erinnerungsgelegenheiten können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Themen HIV/AIDS weitgehend nicht mehr als vornehmliche und relevante gesellschaftliche Probleme wahrgenommen werden. Gerade im Hinblick immer wirksamerer antiretroviraler Medikamente und Therapieformen, einer damit induzier-

ten dauerhaften Unterbindung der Virusreplikation, aber damit auch einhergehend, einer sich vor allem unter Jugendlichen verbreitenden, sorglosen inneren Haltung im Umgang mit HIV/AIDS, haben die dominierenden und erschreckenden Bilder, die zu Beginn der 1980er Jahre und die damit assoziierten epidemischen Zustände, zunehmend in Vergessenheit geraten lassen.

Das Buch *„Positiv. Leben mit HIV und AIDS“* von Jochen Drewes, Phil C. Langer und Angela Kühner rekurriert in seiner inhaltlichen Bestimmung auf ebenjenen vernachlässigten Diskurs im Kontext der HIV-Entwicklung in Deutschland. Die inhaltliche Darstellung steht dabei weniger im Zusammenhang mit der medizinisch-wissenschaftlichen Diskussion über HIV/AIDS, sondern hinterfragt vielmehr die subjektiven Perspektiven und Bedeutungsdimensionen auf Seiten der Betroffenen. Das Buch *„will Mut machen“* (Kühner 2010, S. 180) und dabei Wege und Perspektiven aufzeigen, wie Menschen mit einer solchen Infektion umgehen und welchen Stellenwert und welche Relevanz ebenjene in deren Leben einnimmt. In seiner Struktur gliedert sich das Buch in drei aufeinander aufbauende Teile.

Die Autoren beschreiben im ersten Teil vor allem die *Hintergründe von HIV/AIDS in Deutschland*. Vordergründig werden dabei besonders die Infektionszahlen und deren Entwicklungen betrachtet (ebd., S. 18ff.). Sodann wird die Wandlung des Bildes der Krankheit unter den perspektivisch sich eröffnenden (neuen) therapeutischen Behandlungsmöglichkeiten und den damit verbundenen Implikationen in der Wahrnehmung der Infektion nachgezeichnet. Das sich daraus ergebende Bild von *HIV als „eine[r] chronische[n] Erkrankung“* (ebd., S. 25) wird als Implikation ebenjenes sich veränderten Bildes herausgestellt. Ebenso werden bereits in diesem Abschnitt die vielfältigen psychosozialen Belastungen skizziert, denen sich die Betroffenen gegenübersehen und die mit Formen sozialer Multistigmatisierung verbunden sind, *„unter* (denen, M.V.) *HIV-Infizierte leiden“* sowie damit auch die sozialen Handlungsrealitäten mit den entsprechenden individuellen Lebenspraxen prägen (ebd., S. 29ff.).

Der zweite und zugleich zentrale Teil des Buches befasst sich mit den *Erfahrungen von HIV-Positiven und deren situativer Lebenspraxis im Umgang mit der Infektion*. Dabei werden 15 verdichtete Fallgeschichten vorgestellt. Die Interviews entstammen verschiedenen Forschungsprojekten und sind in ihrer jeweiligen Darstellung als rekonstruktiv dargestellte Zusammenhangserzählungen formuliert. In seiner Grundbeschaffenheit folgt das Forschungsdesgin dem Paradigma der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1998), ergänzt und erweitert den forschungspragmatischen Ansatz jedoch erheblich. Insbesondere die Interviews und Daten aus der Studie ‚Positives Begehren‘ (Langer u.a. 2009) wurden mit Hilfe eines erweiterten methodologischen Forschungsdesigns gewonnen und ausgewertet. In den Auswertungsprozess wurden kritische Perspektiven einer postpositivistischen Fundierung der Grounded Theory berücksichtigt und der Auswertungsprozess um interaktionistische und relationale Dimensionen erweitert. Darunter zählen neben Narrations- und Diskursanalysen sowie Interaktionsanalysen auch Metaphernanlysen (Langer 2010). Insgesamt werden Erfahrungen von vier Frauen und elf Männern vorgestellt. Den situativen Darstellungen sind der jeweilige Lebenskontext sowie eine Kurzbeschreibung vorangestellt. Ebenjene Lebensgeschichten verweisen auf den schwierigen und komplexen lebensweltbezogenen Zusammenhang von Infektionserlebnissen sowie Praxen des Umgangs mit der Infektion und veranschaulichen in eindrucksvoller Art und Weise, wie Menschen in ihren spezifisch-individuellen Kontexten mit unterschiedlichen Lebenspraxen sich mit ihrer Infektionsgeschichte arrangieren (oder eben nicht), wie diese in ihren jeweiligen alltagsweltlichen Umgangsformen und den individuellen Strategien im Zuge der Gestaltung und Entwicklung eines individuellen Lebensverlaufes verfahren (ebd., S. 36–179).

Der abschließende dritte Teil des Buches unternimmt den Versuch der perspektivischen Zusammenfassung der vorangestellten Lebensgeschichten. Angela Kühner befasst sich dabei in ihrem Beitrag *„Und was soll daran bitte positiv sein? Was die Konfrontation mit HIV auslösen kann“* mit den jeweiligen individuellen Reaktionen die beim Lesen der Fallgeschichten auftreten und thematisiert in diesem Zusammenhang die sich daraus ableitbaren Umgangs- und Interpretationsmöglichkeiten in der Konfrontation mit den dargestellten Lebenspraxen. Ihr zentrales An-

liegen besteht vor allem darin, die inhaltlich schwierigen narrativen Darstellungen und die daraus hervorgehenden Gefühlslagen als Chance des Weiterdenkens und Auseinandersetzens mit HIV/AIDS nutzbar zu machen. Somit steht hier eine verständnisorientierte Perspektive im Vordergrund, deren erklärtes Ziel vor allem darin besteht, auf die individuellen Bedeutungsdimensionen aufmerksam zu machen, aber es geht auch um die jeweiligen (emotionalen) inneren Haltungen, also die unmittelbaren Reaktionen auf die Fallgeschichten, die in der Konfrontation mit HIV/AIDS für den Leser zugänglich werden und in seinen Reaktionsweisen verständlich zu machen (vgl. Kühner 2010, S. 180ff.). Phil C. Langer beschreibt in seinem Beitrag *„Was es bedeutet ‚positiv' zu leben: Alltägliche Erfahrungen zwischen Normalität und Ausnahmezustand"* über den Weg einer interpretativen Zugangsweise, typologische Erklärungsmuster in den Darstellungen der Lebensgeschichten, deren jeweils spezifische Lesart im Kontext innerer Ambivalenzen der Akteure Ausdruck eines Lebenszusammenhangs im Umgang von HIV/AIDS darstellen (vgl. Langer 2010, S. 192). Vor allem werden in diesem Zusammenhang die ambivalenten Widersprüche hervorgehoben, die nach Auffassung des Autors selbst eine sehnsuchtsvolle Grundhaltung der Betroffenen nach „Normalität" darstellen, die jedoch über beständige Selbst- und Fremdzuschreibungen und den daraus resultierenden Strategien in, auf den ersten Blick, widersprüchlichen Darstellungen in den Lebensgeschichten münden. Die darin zum Ausdruck gelangende lebensweltliche und alltägliche Konfrontation forcieren ein Selbstbild der Schädigung, dessen innere Dynamiken tief in die individuellen Identitäten eingeschrieben sind. Verschiedene individuelle strategische Reaktions- und Umgangsweisen sind demnach aus der „Betroffenenperspektive" erforderlich, in denen die jeweiligen Ambivalenzen (*Selbststigmatisierung*) und Verdrängungsformen (*Aufbau einer Scheinnormalität*), aber auch der bewusste und öffentliche Umgang mit der Infektion Ausdruck einer fragilen Patchwork-Identität sind, deren Facetten über die narrativen Stützpfeiler nur schwer zusammenzuhalten sind (ebd., S. 195ff.). Im abschließenden Abschnitt des Buches beschreibt Jochen Drewes die vielfältigen *„Herausforderungen und Bewältigungsstrategien bei HIV und AIDS"* und formuliert dabei die Vielfalt der jeweils individuellen Reaktionsweisen und Bewältigungsstrategien, die Ausdruck eines individuellen Sinnzuschreibungsprozesses sind, in der die lebensweltlichen Erfahrungen und Implikationen in jeweils spezifisch subjektiven Sinn- und Reaktionsmustern resultieren und lediglich aus dieser Perspektive verständlich und zugänglich werden (vgl. Drewes 2010, S. 205ff.).

Zusammenfassung:

Das vorliegende Buch beinhaltet wichtige Impulse im Umgang und Verständnis von HIV/AIDS aus der Perspektive der Betroffenen. Die in diesem Buch zusammengetragenen „Lebensgeschichten" und „individuellen Schicksale" verweisen trotz des tendenziell eher abnehmenden (öffentlichen) Interesses an dieser Thematik auf den immer noch schwierigen und oft auch ambivalenten Umgang in den (Lebens)-Strategien und Perspektiven der betroffenen Akteure. Dennoch lassen die dargestellten Fallgeschichten den Leser an vielen Stellen, trotz gegenteiliger Intention der Autoren, allein zurück. Der inhaltliche Verzicht auf eine umfangreiche Interpretation der Fallgeschichten erweist sich hier als nachteilig, da dem Leser umfassende Einblicke in die Dynamiken und Strategien im Umgang mit HIV/AIDS verborgen bleiben. Der grundlegenden Intention des Buches *„Mut zu machen"* (Kühner 2010, S. 180) steht somit eine Leerstelle im Rezeptionsverständnis gegenüber, deren individuelle Verarbeitung gerade für Nicht-Betroffene eher eine ablehnende Vermeidungshaltung als eine intensive Auseinandersetzung mit der Thematik hervorrufen könnte, in der das Verständnis sowie die Bedeutungen für die Betroffenen und die Dynamiken im subjektiven Erleben und Wahrnehmen verborgen bleiben.

„Positiv: Leben mit HIV und AIDS" ist dessen ungeachtet ein durchaus lesenswertes und in seiner Ausrichtung auch produktives Buch. Es bietet dem Leser vielfältige und auch anregende Perspektiven sich mit der zugrunde liegenden Thematik und damit verbunden mit den „Betroffenenperspektiven" auseinanderzusetzen. Die in den Erzählungen zum Ausdruck gelangenden vielfältigen Dynamiken, individuellen Erfahrungen und somit die verschiedenen Dimensionen der Verwundbarkeit liefern einen wichtigen Bei-

trag im Zuge des Verständnisses sowie eine Re-Thematisierung einer aus dem öffentlichen Interesse weitgehend verschwundenen oder verharmlosten Infektionserkrankung

Literatur

Strauss, A./Corbin, J. (1998): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. Thousand Oakes.

Langer, P.C./Drewes, J./Möser, C./Hübner, S./Kühner, A. (2009): Positives Begehren. Psychosoziale Faktoren und Dynamiken des HIV-Risikoverhaltens homosexuell lebender Männer in Deutschland. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln (unveröffentlicht).

Langer, P. (2010): Beschädigte Identität. Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer. Wiesbaden.